

Lucerne University of  
Applied Sciences and Arts

**HOCHSCHULE  
LUZERN**

**Wirtschaft**  
Institut für Betriebs- und  
Regionalökonomie IBR

## Dokumentation zur Tagung

# Regionale Arbeitsmärkte im Wandel

## Tagungsband

zur Veranstaltung vom 7. November 2008 in Luzern  
im Rahmen der Veranstaltungsreihe  
Regionalökonomie und Regionalentwicklung

Herausgegeben von:  
Christoph Hanisch  
Institut für Betriebs- und Regionalökonomie  
Hochschule Luzern – Wirtschaft

## Veranstaltungsträger:



Schweizerische Eidgenossenschaft  
Confédération suisse  
Confederazione Svizzera  
Confederaziun svizra

**Bundesamt für Raumentwicklung ARE**  
**Office fédéral du développement territorial ARE**  
**Ufficio federale dello sviluppo territoriale ARE**  
**Uffizi federal da svilup dal territori ARE**



Schweizerische Studiengesellschaft für Raumordnung und Regionalpolitik  
Société Suisse d'études pour l'organisation de l'espace et la politique régionale  
Società Svizzera di studio per l'ordinamento territoriale e la politica regionale

## Veranstaltungsträger:

Institut für Betriebs- und Regionalökonomie IBR der Hochschule Luzern – Wirtschaft,  
Luzern ([www.hslu.ch/ibr](http://www.hslu.ch/ibr))

Bundesamt für Raumentwicklung ARE, Bern ([www.are.ch](http://www.are.ch))

Schweizerische Studiengesellschaft für Raumordnung und Regionalpolitik ROREP,  
Bern ([www.rorep.ch](http://www.rorep.ch))

Institut für Betriebs- und Regionalökonomie IBR, Luzern 2009

Arbeitsbericht IBR 002/2009

ISSN 1662-162X

Druck: UD Print AG, Luzern

## Vorwort

Im Nachgang der ersten Tagung der Veranstaltungsreihe Regionalökonomie und Regionalentwicklung im November 2007 zum Thema „Demografischer Wandel und die Konsequenzen für die Raum- und Regionalentwicklung in der Schweiz“ wurden Ideen- und Themenvorschläge der Teilnehmenden für die Ausgestaltung der zweiten Tagung Regionalentwicklung aufgenommen und zu Themenschwerpunkten zusammengefasst. Dabei wurde festgestellt, dass eine weiterführende Behandlung der in der ersten Tagung behandelten Themen „Migrationsbewegungen von Arbeitskräften und insbesondere die Abwanderung von Humankapital sowie allgemein der Umgang der Regionen mit einer abnehmenden und älter werdenden Bevölkerung“ auf ein breites Interesse stossen. Aus diesem Grund wurde das Thema „Demografische Entwicklung“ für die zweite Tagung der Veranstaltungsreihe erneut aufgegriffen und im Kontext eines aktuellen Themas der Raum- und Regionalentwicklung diskutiert.

Die zweite Tagung Regionalentwicklung fokussierte dabei auf das Thema „Regionale Arbeitsmärkte im Wandel“, wobei neben der Demografie der Bevölkerung auch die Demografie der Unternehmen und vor allem auch ihre Vernetzung über die regionalen Arbeitsmärkte betrachtet wurden. Es wurde davon ausgegangen, dass im Zuge der demografischen Entwicklungen von Bevölkerung und Unternehmen der regionale Arbeitsmarkt als Ort des Zusammentreffens regionaler Arbeitskräftenachfrage und regionalem Arbeitskräfteangebot einen wesentlichen Faktor für die Attraktivität und die Entwicklungsdynamik eines Raumes darstellt. Dabei wurden die demografische Entwicklung der Bevölkerung und die demografische Entwicklung von Unternehmen (z.B. Gründungen/Schliessungen, Fusionen, Verlagerungen) a priori als gleich wichtige Kriterien für die Entwicklung eines regionalen Arbeitsmarktes betrachtet. Des Weiteren wurden Überlegungen angestellt, wie die Regionen mit einem Ungleichgewicht zwischen Arbeitsangebot und Arbeitsnachfrage umgehen können(t)en.

Mittels Präsentationen von aktuellen Forschungsergebnissen und aktuellen Themen der Raumentwicklung wurden einige Facetten dieser komplexen Thematik aus regionalökonomischer sowie geografischer und sozialwissenschaftlicher Sicht diskutiert. Der vorliegende Tagungsband ist eine schriftliche Sammlung der Tagungsbeiträge. Den Beiträgen vorangestellt ist ein inhaltlicher Einstieg in die Thematik. Zudem sind die Diskussionsrunden zu den Themen „Angebot und Nachfrage auf regionalen Arbeitsmärkten“ und „regionale Ausprägungen von Arbeitsmärkten“ in zusammengefasster Form darin enthalten.

Mit der Dokumentation dieser Veranstaltung soll die Diskussion zur Thematik regionale Arbeitsmärkte weiter geöffnet werden. Der Tagungsband versteht sich als Arbeitsinstrument. Er stellt ein breites Spektrum an Erkenntnissen, Forschungsansätzen und offenen Fragen zur Thematik regionale Arbeitsmärkte unter bevölkerungs- und unternehmensdemografischer Sicht allen Fachpersonen zur Verfügung, welche sich mit Fragen der Raum- und Regionalentwicklung auseinandersetzen.

Sämtlichen Referenten sei an dieser Stelle vom Veranstalter, dem Institut für Betriebs- und Regionalökonomie der Hochschule Luzern – Wirtschaft, für ihre Mitwirkung an der Tagung und für die Bereitstellung der Beiträge zu diesem Tagungsband gedankt. Dies auch im Namen unserer Veranstaltungspartner, dem Bundesamt für Raumentwicklung ARE und der Schweizerischen Studiengesellschaft für Raumordnung und Regionalpolitik ROREP.

Luzern, im März 2009

Christoph Hanisch

## Tagungsprogramm

Tagung Regionalökonomie und Regionalentwicklung:

### Regionale Arbeitsmärkte im Wandel

Freitag, 7. November 2008 in Luzern

09.15 – 09.25	<b>Dr. Christoph Hauser</b> Institutsleiter IBR Hochschule Luzern – Wirtschaft  <b>Stefano Wagner</b> , Präsident ROREP	Begrüssung
09.25 – 09.30	<b>Christoph Hanisch</b> Institut für Betriebs- und Regionalökonomie Hochschule Luzern – Wirtschaft	Einstieg ins Thema
<i>Regionale Arbeitsmärkte – die Angebotsseite</i>		
09.30 – 10.00	<b>Nicola Hilti, mag. rer. soc. oec. (Referat)</b> ETH Wohnforum Zürich	<i>Multilokales Wohnen von Berufs wegen: Zwischen Zwängen und Freiheiten</i>
10.00 – 10.20	<b>Dr. Philipp Klaus (Co-Referat)</b> Geographisches Institut, Universität Zürich	<i>Multilokalen Wohnen aus sozial- und wirtschaftsgeo- graphischer Sicht</i>
10:20 – 10:50	Pause	
<i>Regionale Arbeitsmärkte – die Nachfrageseite</i>		
10.50 – 11.20	<b>Andrea Grossi (Einführungsreferat)</b> Chef de service UDEMO Office fédéral de la statistique OFS	<i>Statistik zur Unternehmens- demografie: methodische Grundlagen und Anwendun- gen</i>
11.20 – 12.00	<b>Lutz Benson, Dipl.-Volkswirt (Referat)</b> Fachstelle für Statistik des Kantons St. Gallen	<i>Gründungsinduzierte Be- schäftigung im interkanton- len und interstädtischen Vergleich</i>
12.00 – 13.00	Diskussion Vormittag	in themenspezifischen Gruppen
13.00 – 14.00	Lunch	
<i>Regionale Ausprägungen von Arbeitsmärkten</i>		
14.00 – 14.40	<b>Dr. Manfred Perlik (Referat)</b> Institute for Spatial and Landscape Planning ETH Zürich	<i>Regionaler Arbeitsmarkt Glarus: Anknüpfungspunkte zur Stärkung des Arbeits- marktes für den wachsenden Industriesektor</i>
14.40 – 15.10	<b>Andrea Reupold, M. A. (Referat)</b> Institut für Pädagogik der LMU München, Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik und Bildungsforschung	<i>Lernende Regionen in Deutschland und ihr Beitrag zur Stärkung regionaler Arbeitsmärkte</i>
15.10 – 16.10	Diskussion Nachmittag	in Gruppen
<i>Fazit</i>		
16.10 – 16.30	<b>Jörg Lienert, Betriebsökonom FH (Abschlussreferat)</b> Gesamtleiter Jörg Lienert AG Luzern-Zug-Zürich	<i>Regionale Arbeitsmärkte im Wandel – Aspekte zum Ta- gungsthema aus der Sicht des Personalspezialisten</i>
Tagungsleitung:	<b>Christoph Hanisch</b> , IBR, Hochschule Luzern – Wirtschaft	



# Inhaltlicher Einstieg in die Thematik „Regionale Arbeitsmärkte im Wandel“

*Rabea Winkler*

## 1 Einstieg in die Thematik „Regionale Arbeitsmärkte im Wandel“

Die zunehmende Mobilität von Arbeitskräften und Unternehmen sowie die natürliche Bevölkerungsentwicklung bedingen einen stetigen Wandel auf den regionalen Arbeitsmärkten. Insbesondere die Wanderungsbewegungen spielen in einer immer stärker verknüpften und vernetzten Wirtschaft eine grosse Rolle und beeinflussen die regionalen Arbeitsmärkte und die Entwicklung von Regionen unterschiedlich stark: „In einer Zeit, in der es – auch langfristig betrachtet – bundesweit keinen Geburtenüberschuss mehr gibt, sind Wanderungen die einzige Quelle für ein Bevölkerungswachstum von Städten und Regionen.“<sup>1</sup> Betriebsgründungen und Standortentscheide von Unternehmen werden auf der einen Seite zunehmend durch die Mobilität der Arbeitskräfte beeinflusst, sie prägen aber auf der anderen Seite auch die Entwicklung der regionalen Arbeitsmärkte und nehmen dadurch wesentlichen Einfluss auf die Wanderungsentscheide des Humankapitals (vgl. z. B. Meyer 2004).

In einer komplexer werdenden funktionalräumlichen Welt ist es anspruchsvoll, Arbeitsmärkte überhaupt „richtig“ räumlich oder thematisch abzugrenzen, da die Grenzen durch Veränderungen jeweils neu definiert werden müssen. Dabei kann es auch sein, dass in einem räumlichen Arbeitsmarkt unterschiedliche, thematische Arbeitsmärkte bestehen bzw., dass sich regionale Arbeitsmärkte überlappen, z. B. regionale Branchenschwerpunkte oder Arbeitsmärkte für Hochqualifizierte. Es gibt also nicht den regionalen Arbeitsmarkt, sondern es muss – je nach Kontext – von verschiedenen, regionalen Arbeitsmärkten gesprochen werden.

## 2 Regionale Arbeitsmärkte in der Raumentwicklung

In einer globalisierten Welt wird der Standortwettbewerb um Unternehmen und Humankapital für die wirtschaftliche Zukunftsfähigkeit von Regionen und Länder immer essenzieller. Im Kern geht es bei den geführten, politischen Diskussionen um die Sicherung von Humankapital über die Attraktivierung und/oder Anpassung des Arbeitsmarktes an die sich wandelnden Gegebenheiten. Die Konzepte sind dabei darauf ausgerichtet, das regionale Arbeitskräftepotenzial besser in Wert zu setzen (z. B. durch innovative Arbeitsmodelle für ältere Arbeitnehmer, Umschulungen oder Weiterbildungsmassnahmen) (vgl. z. B. Tippelt et al. 2008).

Trotz des politischen Diskurses und der demografischen Entwicklungen in Europa ist die Thematik der regionalen Arbeitsmärkte im Kontext ihrer sich wandelnden räumlichen und thematischen Ausprägungen und Wechselwirkungen in der Forschung bislang noch wenig verankert. Häufig werden beide Seiten des Arbeitsmarktes getrennt voneinander analysiert. Nicht wenige Forschungsarbeiten konzentrieren sich dabei

---

<sup>1</sup> Zitat aus Gatzweiler und Schlömer (2008). Zur Bedeutung von Wanderungen für die Raum- und Stadtentwicklung. „Bundesweit“ bezieht sich in diesem Kontext auf die Bundesrepublik Deutschland.

auf die Untersuchung der Migrationsbewegungen speziell von Hochqualifizierten (vgl. z. B. Schmidlin 2007); andere Arbeiten suchen nach möglichen Bestimmungsgründen für die regionale Mobilität des Humankapitals (z. B. Brain-Drain-Projekte).<sup>2</sup> Wieder andere Forschungsarbeiten nähern sich von der Nachfrageseite (vgl. z. B. Benson, 2006) und betrachten Unternehmensentwicklungen, z. B. exogene Unternehmensgründungen, und deren Auswirkungen auf die regionale Beschäftigungsentwicklung (vgl. z. B. Kiehl 2006). Weitere typische Forschungsfragen aus der Arbeitsmarktökonomie untersuchen Unterschiede und/oder Beziehungen zwischen regionalen Arbeitsmärkten. Ferner werden die Wirkungen einheitlicher, institutioneller Rahmenbedingungen auf ihren regionalen Einfluss hin untersucht oder die Wirkungen einer bestimmten Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik analysiert.<sup>3</sup>

Die Motivation für die Tagung bestand nun darin, einzelne Bausteine aus der komplexen Arbeitsmarktforschung herauszunehmen, zusammenzubringen und in Bezug auf ihre wechselseitige Beziehungen auf regionalen Arbeitsmärkten im Wandel genauer zu beleuchten.

### **3 Strukturierung und inhaltliche Schwerpunkte des vorliegenden Tagungsbandes**

An der Tagung wurden einige Facetten von regionalen Arbeitsmärkten aufgegriffen und diskutiert. Regionale Arbeitsmärkte sind ein klassisches Feld der interdisziplinären Forschung. Methodisch interessant ist dabei die Verbindung der Arbeitsmarktakteure mit ihrem regionalen sozialen und ökonomischen Umfeld. Die fachliche und wissenschaftliche Diskussion an der Tagung wurde daher aus regionalökonomischer, raumplanerischer sowie sozial-geografischer Sicht geführt.

Der vorliegende Tagungsband ist in vier Teile unterteilt. Im ersten und zweiten Teil werden Angebotsseite und Nachfrageseite von regionalen Arbeitsmärkten getrennt voneinander betrachtet.

Das Migrationsverhalten der Arbeitskräfte wird sowohl von ökonomischen, aber auch in starkem Masse von gesellschaftlichen Motiven und der individuellen Lebensumstände geleitet. Die anhaltende Mobilität der Erwerbsbevölkerung führt ihrerseits zu einer sich stetig verändernden räumlichen Verteilung des Humankapitals. Einige Regionen sind dabei aufgrund von Standortnachteilen von Anwanderungen betroffen, andere Regionen mutieren zu „Schlafgemeinden“ innerhalb von funktionalräumlichen Verflechtungen. Der Beitrag von Nicola Hilti nimmt eine entsprechende Differenzierung anhand diverser Indikatoren vor und untersucht das Phänomen, dass immer mehr Menschen sich berufsbedingt im Alltag multilokal organisieren müssen; sie wohnen, leben und arbeiten an mehreren Orten. Dieses spezifische Arrangement steht in Wechselwirkung mit gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen, auf welche ebenfalls der Beitrag von Philipp Klaus aus sozial- und wirtschaftsgeografischer Sicht Bezug nimmt.

---

<sup>2</sup> Vgl. z. B. Pfeiffer und Reuss (2008). Fähigkeiten und Mobilität – Ökonomische Konsequenzen für das Humankapital in Ostdeutschland oder siehe auch unter [www.brain-drain.org](http://www.brain-drain.org).

<sup>3</sup> Vgl. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Forschungsbereich Regionale Arbeitsmärkte, z. B. Bach et al. (2002). Analyse und Vorausschau der kurzfristigen Arbeitsmarktentwicklung.



Während angebotsseitig über das Ausmass und die Ursachen der demografischen Entwicklung der Erwerbsbevölkerung bereits fundierte Kenntnisse erarbeitet werden konnten, gibt es auf der Nachfrageseite über die Demografie der Unternehmen einen erheblicher Forschungsbedarf. Aus Sicht der Unternehmen wird der Arbeitsmarkt meist als wichtiger, räumlich differenzierter Wirtschaftsfaktor angesehen und dürfte deshalb auch die unternehmerische Standortgunst einer Region massgeblich beeinflussen. Die Bedürfnisse der einzelnen Unternehmen an den Arbeitsmarkt bzw. an die regionale Ausprägung des Arbeitsmarktes hängen jedoch erheblich von den wirtschaftlichen Aktivitäten der Unternehmungen selber ab. Relevante Charakteristika von Unternehmen lassen auf unterschiedliche Bedürfnisse an den regionalen Arbeitsmarkt und Verhaltensweisen bezüglich des Arbeitsmarktes schliessen. Der laufende Ausbau der Statistik zur Unternehmensdemografie (UDEMO) des BFS begünstigt diesbezüglich die Forschungsanstrengungen. Im Beitrag von Andrea Grossi werden zunächst die Datenbank und ihre Anwendungsmöglichkeiten vorgestellt. Der Beitrag von Lutz Benson zeigt im Anschluss auf, in welcher Form und für welche Arbeiten die Daten genutzt werden können.

In den anschliessenden Diskussionen wurde die demografische Entwicklung der Bevölkerung unter Berücksichtigung ihrer räumlichen Verteilung betrachtet. Es wurden explizit Veränderungen in der Entwicklung und Zusammensetzung der Bevölkerung aufgezeigt, welche Auswirkungen für die Angebotsseite des Arbeitsmarktes haben (vgl. z. B. Blien/Meyer 2000). Auf der Liste der unternehmensrelevanten Standortfaktoren steht das Humankapital meist an prominenter Stelle. Es wurde deshalb gefolgert, dass Veränderungen des Humankapitals auf den regionalen Arbeitsmärkten direkte Auswirkungen auf die Demografie-„Entscheidungen“ der Unternehmen<sup>4</sup> haben könn(t)en. Die regionalen Auswirkungen, die aus diesen wechselseitigen Beziehungen resultieren könnten, wurden in den Gruppen diskutiert.

Im dritten Teil des Tagungsbandes werden die Erkenntnisse im Sinne der Arbeitsmarktbilanz zusammengeführt, indem anhand von zwei Beispielen mögliche Ausprägungen von regionalen Arbeitsmärkten betrachtet werden. Im Beitrag von Manfred Perlik werden Anknüpfungspunkte zur Stärkung des Arbeitsmarktes für den wachsenden Industriesektor gegeben. Der Beitrag von Andrea Reupold erörtert schliesslich das Konzept der Lernenden Regionen in Deutschland.

Im Anschluss an diese Referate wurde diskutiert, welchen Beitrag die dargestellten Konzepte zur Stärkung regionaler Arbeitsmärkte haben könnten. Ausserdem wurde der Fokus in den Diskussionen auf die vielschichtigen, wechselseitigen Beziehungen zwischen Angebot und Nachfrage gelegt. Der dritte Teil des Tagungsbandes gibt einen „realitätsnahen“ aber auch differenzierten Blick auf mögliche ökonomische und politische Massnahmen zur Stärkung regionaler Arbeitsmärkte.

Im vierten Teil des Tagungsbandes zieht Jörg Lienert ein Fazit zur Thematik der regionalen Arbeitsmärkte aus Sicht des Personalspezialisten.

---

<sup>4</sup> Bereiche der Unternehmensdemografie sind u. a. Neugründungen, Überlebensraten neu gegründeter Unternehmen, Bestand aktiver Unternehmen, Unternehmensschliessungen, Verlagerung von Produktionsstätten, vgl. [www.bfs.admin.ch](http://www.bfs.admin.ch).

## Literatur

Bach, H.-U. et al. (2002). Analyse und Vorausschau der kurzfristigen Arbeitsmarktentwicklung. IAB-Kompodium Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Beitr. AB 250. S. 221-239.

Benson, L. (2006). Neugründungen und Schliessungen von Unternehmen. Der Kanton St. Gallen im inter- und intrakantonalen Vergleich, 1999-2004. Statistik aktuell Nr. 12 – November 2006. Fachstelle für Statistik Kanton St. Gallen.

Blien, U., Meyer, W. (2000). Bevölkerungsdynamik und Arbeitsmarkt. In: Mueller, U. et al. (2000) (Hrsg.): Handbuch der Demographie 2. Berlin etc.: Springer. S. 1025-1065.

Gatzweiler, H.-P., Schlömer, C. (2008). Zur Bedeutung von Wanderungen für die Raum- und Stadtentwicklung. In: Wanderungen und Raumentwicklung – neue Trends und Perspektiven. Informationen zur Raumentwicklung, Heft 3/4.2008.

Kiehl, M. (2006). Die Bedeutung exogener Unternehmensgründungen für die wirtschaftliche Entwicklung Ländlicher Räume in Deutschland. Universität Dortmund.

Meyer, R. (2004). Der Beitrag der Unternehmensgründungen zum Strukturwandel in der Schweizer Wirtschaft. Discussion Paper DPW 2004 – 08. Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz.

Pfeiffer, F., Reuss, K. (2008). Fähigkeiten und Mobilität – Ökonomische Konsequenzen für das Humankapital in Ostdeutschland, in: K. Friedrich und A. Schultz, Brain drain oder brain circulation? Konsequenzen und Perspektiven der Ost-West-Migration, forum ifl Bd. 8. S. 43-50.

Schmidlin, S. (2007). Regionale Abwanderung von jungen Hochqualifizierten innerhalb der Schweiz. Empirische Analyse der Hochschulabsolventenjahrgänge 1998-2004. Bundesamt für Statistik, Neuchâtel.

Tippelt, R. et al. (2008). Lernende Regionen – Netzwerke gestalten. Teilergebnisse zur Evaluation des Programms „Lernende Regionen – Förderung von Netzwerken“.

Online-Quellen

[www.brain-drain.org](http://www.brain-drain.org)

[www.bfs.admin.ch](http://www.bfs.admin.ch)

## Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b>	<b>3</b>
<b>Tagungsprogramm</b>	<b>5</b>
<b>Inhaltlicher Einstieg in die Thematik „Regionale Arbeitsmärkte im Wandel“</b>	<b>7</b>
<i>Rabea Winkler</i>	
1 Einstieg in die Thematik „Regionale Arbeitsmärkte im Wandel“	7
2 Regionale Arbeitsmärkte in der Raumentwicklung	7
3 Strukturierung und inhaltliche Schwerpunkte des vorliegenden Tagungsbandes	8
<b>Teil 1 Regionale Arbeitsmärkte – die Angebotsseite</b>	
<b>Multilokales Wohnen von Berufs wegen</b>	<b>17</b>
<i>Referat von Nicola Hilti</i>	
1 Einleitung	17
1.1 Zur Relevanz multilokalen Wohnens	17
1.2 Neue Formen eines altbekannten Phänomens	17
1.3 Herr Ehrlich und Herr Walter	18
2 Multilokales Wohnen ...	19
3 ... von Berufs wegen	20
3.1 Herausforderungen an eine Kategorisierung	20
3.2 Empiriebasierte Typologie multilokaler Haushalte	22
4 ... zwischen Zwängen und Freiheiten	23
5 ... und in Zahlen	24
6 Vier Thesen	25
7 Ausblick	29
<b>Urbane Renaissance und die Entwicklungen in der Kulturökonomie</b>	<b>31</b>
<i>Co-Referat von Philipp Klaus</i>	
1 Kulturökonomie als dynamischer Wirtschaftsbereich	31
2 Produktionsbedingungen in der Kulturökonomie	32
3 Ein neues Zürcher Unternehmertum	34
4 Perspektiven	34

## Teil 2 Regionale Arbeitsmärkte – die Nachfrageseite

### Statistik zur Unternehmensdemografie (UDEMO): Methodische Grundlagen und Anwendungen 39

*Einführungsreferat von Andrea Grossi*

1	Einleitung	39
2	Grundlagen und Methoden	39
	2.1 Referenzmodell	39
	2.2 Quellen	40
	2.3 Analysefeld	40
	2.4 Analysegebiete	41
3	Datenüberblick	41
	3.1 Statistik zu den Neugründungen	42
	3.2 Statistik zu den Überlebensraten neu gegründeter Unternehmen	43
	3.3 Statistik zu den echten Unternehmensschliessungen	45
	3.4 Statistik zum Bestand aktiver Unternehmen	46
4	Kunden und Anwendungen	46
5	Zukunft der Unternehmensdemografie	47

### Gründungsinduzierte Beschäftigung – Beschäftigungseffekte im interkantonalen und interstädtischen Vergleich 49

*Referat von Lutz Benson*

1	Vorbemerkung	49
2	Die Gründungsdynamik im Überblick	49
	2.1 Gründungsdynamik im interkantonalen Vergleich	50
	2.2 Gründungsdynamik im kleinräumigeren Vergleich	51
3	Charakteristika der Neugründungen und der induzierten Beschäftigung	52
4	Analysepotenzial von UDEMO	54

### Diskussionsrunden zu Teil 1 und 2 57

## Teil 3 Regionale Ausprägungen von Arbeitsmärkten

### Die Region als befristetes territoriales Projekt: Regionale Arbeitsmärkte als Schlüsselgrösse 63

*Referat von Manfred Perlik*

1	Einleitung	63
2	Zwei Makrotendenzen der Raumentwicklung: Metropolen und Parks	64
	2.1 Erste Makrotendenz „Metropolisierung“	64
	2.2 Zweite Makrotendenz „Freizeitlandschaften“	64
3	Arbeitsmärkte als Schlüsselgrössen heutiger Agglomerationsvorteile	65

4	Glarus	66
5	Der industrielle Entwicklungspfad – Ein anachronistischer Weg?	66
6	Neue Anforderung an regionale Arbeitsmärkte	71
7	Territoriale Projekte als zeitlich befristete Arrangements der Regionalentwicklung	73
8	Ausblick	74

### **Lernende Regionen in Deutschland und ihr Beitrag zur Stärkung regionaler Arbeitsmärkte** **77**

*Referat von Andrea Reupold*

1	Das Programm: Lernende Regionen – Förderung von Netzwerken	77
	1.1 Ausgangslage	77
	1.2 Programmstruktur und Wissenschaftliche Begleitung	77
	1.3 Ziele innovativer Netzwerkarbeit	77
	1.4 Netzwerkarbeit	78
2	Lernende Regionen und ihre Wirkungsbereiche: Anknüpfungspunkte zwischen regionalem Bildungs- und Arbeitsmarkt	79
	2.1 Ein ausgewählter Wirkungsbereich mit Anknüpfungspunkten zwischen regionalem Bildungs- und Arbeitsmarkt: Übergangmanagement	79
	2.2 Kooperationsprofile	80
3	Fazit: Der Beitrag Lernender Regionen zur Stärkung regionaler Arbeitsmärkte	83

### **Diskussionsrunden zu Teil 3** **85**

#### **Teil 4 Fazit und Feedback**

#### **Regionale Arbeitsmärkte im Wandel – Aspekte zum Tagungsthema aus der Sicht des Personalspezialisten** **91**

*Fazit und Feedback von Jörg Lienert*

1	Mythos Wachstum und Kontinuität – Dämpfer und Schwankungen sind die eigentliche Realität	91
2	Branchenmix, Unternehmensvielfalt und Unternehmensgrößen federn Krisen ab	91
3	Nachhaltigkeit beruht auf bewusstem Know-how-Erwerb und -Pflege	92
4	„Sackgasse Beruf“: Technische Berufe und fachliche Tätigkeiten müssen sich wieder lohnen	92
5	„Sackgasse Firmentreue“: Langjährige Firmenzugehörigkeit und eindeutige Comittments müssen sich wieder lohnen	93

6	Zunehmendes Tempo und Risikoverhalten werden auch auf die regionalen Arbeitsmärkte zukommen	93
7	Lernen vom Dinosaurier-Debakel: Agil, handlungsfähig und beweglich bleiben	94
	<b>Angaben zu den Autoren</b>	<b>95</b>

**Teil 1**  
**Regionale Arbeitsmärkte – die Angebotsseite**





# Multilokales Wohnen von Berufs wegen

*Referat von Nicola Hilti*

## 1 Einleitung

### 1.1 Zur Relevanz multilokalen Wohnens

Multilokales Wohnen bedeutet zunächst die Organisation der alltäglichen Lebensführung an und zwischen mehreren Wohnorten. Multilokales Wohnen wird als eigenständige Lebenspraxis der mehrfachen „Verwohnrung“ aufgefasst. In diesem Sinne ist sie weder als Subform von Migration noch als Übergangstatus zwischen Sesshaftigkeit und residenzieller Mobilität (Umzugsmobilität) zu verstehen (Weichhart 2009). Als raum-zeitlich strukturierter und strukturierender Rahmen der alltäglichen Lebensführung wirkt eine multilokale Wohnpraxis auf elementare Lebens- und Planungsbereiche: Wohnen, Arbeit, Freizeit, Mobilität, soziale Beziehungen, Nachbarschaften, Quartiersentwicklung, Infrastruktur, Raumentwicklung u. a. m. Zugleich ist multilokales Wohnen eine aktiv und individuell gewählte Form der Lebensgestaltung, in deren Rahmen vielfältige Praktiken und Strategien (des Alltags) entwickelt und erprobt werden, und deren AkteurInnen in bedeutsamer Wechselwirkung mit den Entwicklungen und Folgen der spätmodernen westlichen Gesellschaft stehen: Globalisierung, Individualisierung, Pluralisierung von Lebensstilen und Haushaltsformen, Flexibilisierung der Arbeitswelt, Entwicklung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien sowie neuer Transporttechnologien, dem Aufkommen des (internationalen) Massentourismus, der weiblichen Emanzipation u. a. m. Vor diesem Hintergrund ist multilokales Wohnen eine zunehmend realisierte und sich in ihrer Formenvielfalt ausdifferenzierende Option der Lebensgestaltung – aber auch eine wachsende gesellschaftliche Anforderung (oder gar Überforderung), insbesondere wenn wir das beruflich induzierte Mehrfachwohnen in den Blick nehmen.

### 1.2 Neue Formen eines altbekannten Phänomens

Während das multilokale Wohnen vormals ein Merkmal einiger weniger Menschen oder (Berufs-)Gruppen war, so konstatieren wir heute eine sowohl quantitativ als auch qualitativ wachsende Bedeutung des Phänomens. Multilokales Wohnen betrifft nicht mehr nur eine Minderheit, sondern zunehmend alle Mitglieder der Gesellschaft. Zu den multilokal Wohnenden zählen die Tourismusangestellte aus Ostdeutschland, die Toskanaliebhaberin mit Zweithaus in Italien, der zwischen Heimbetrieb, Vorsäss und Alpe wirtschaftende Bauer, das Kind getrennt lebender Eltern u. v. a. m. So betrachtet, gelangen sowohl das berufs- und ausbildungsbedingte als auch das freizeitinduzierte Mehrfachwohnen in den Blick.

Die Geschichte multilokaler Wohnformen zeigt jedoch, dass diese kein exklusives Produkt der Moderne oder Spätmoderne sind; vielmehr lassen sich auch zahlreiche vormoderne Ausprägungen finden, z. B. Landhausaufenthalte der Oberschicht, Störgeher (Wanderhandwerker) und Schwabenkinder (vgl. Weichhart 2009). Viele dieser vormodernen Formen multilokalen Wohnens sind heute nur mehr als historischer Referenzrahmen von Bedeutung, andere wie die WanderarbeiterInnen sind immer

noch in grosser Anzahl zu finden, haben sich jedoch in ihrer Praxis und Bedeutung verändert. Diese gewandelten Frühformen sowie die historisch gesehen relativ neuen multilokalen Muster, die sich seit der Moderne und Spätmoderne herausgebildet haben, stehen im Erkenntnisinteresse meiner Forschungsarbeit über multilokal Wohnende.<sup>5</sup>

### 1.3 Herr Ehrlich und Herr Walter<sup>6</sup>

Im Rahmen dieser Studie habe ich mit zwei jüngeren Männern aus Ostdeutschland gesprochen, die Anstellungen in der Schweiz angenommen haben, und dadurch zu so genannten multilokal Wohnenden geworden sind: Sie verfügen über zwei Wohnsitze, je einen an ihrem Herkunftsort und je einen am Ort ihrer Berufstätigkeit.

Herr Ehrlich ist gelernter Monteur. Er hat ein Haus und eine Familie in Leipzig. Fehlende berufliche Perspektiven vor Ort haben Herrn Ehrlich in die Schweiz geführt. Dort lebt er die überwiegende Zeit als Dauercamper im Wohnwagen auf einem Campingplatz in der Nähe seines Arbeitsplatzes. Alle zwei Wochen fährt er mit dem Auto nach Leipzig zu seiner Familie. Auf ein Interview mit mir willigte Herr Ehrlich zunächst ein. Als ich zu ihm kam, sah er sich jedoch ausserstande, über sein Dasein als multilokaler Pendler zu sprechen. Zu leidvoll und entbehrungsreich erlebt er die langen Trennungsphasen von seiner Familie. Obgleich kein Interview möglich war, bekam ich eindrücklich vorgeführt, wie schwer erträglich berufsbedingtes multilokales Wohnen unter bestimmten Bedingungen sein kann.

Wie kontrastreich sich das Phänomen auch bei vermeintlich ähnlichen Fällen darstellt, zeigt sich wenig später im Gespräch mit Herrn Werner, einem Ingenieur aus Berlin, der das Angebot seiner Firma, von Mecklenburg-Vorpommern nach Zürich zu wechseln, angenommen hat. Seit seiner Ausbildungszeit nutzt Herr Walter ein WG-Zimmer in Berlin. Als er noch in Deutschland tätig gewesen war, hatte er jedes Wochenende in der Hauptstadt verbracht. Da ihm der Kontakt zu Berlin viel bedeutet und das Zimmer sehr kostengünstig ist, hat Herr Walter eine Kündigung desselben nie ernstlich in Erwägung gezogen – auch nicht, als er in die Schweiz übersiedelte. Sein Berliner Freizeitwohnsitz ist ihm auch heute noch lieb und teuer: Mindestens monatlich verbringt er dort ein Wochenende. Im Gespräch entwirft Herr Werner das Selbstbild eines hochmobilen und flexiblen Angestellten, stets offen für Neues und durstig nach Abwechslung – allerdings beschränkt auf die gegenwärtige Lebensphase ohne familiäre oder partnerschaftliche Verpflichtungen.

An den Beispielen von Herrn Ehrlich und Herrn Walter wird eine ganze Reihe von Dimensionen, Motiven und Einflussfaktoren multilokalen Wohnens deutlich, auf die ich im Folgenden näher eingehen möchte. Zunächst wird jedoch eine begriffliche

---

<sup>5</sup> Der Artikel basiert im Wesentlichen auf den laufenden Forschungen im Rahmen meiner Dissertation *Multilokales Wohnen im Spannungsfeld zwischen Mobilität und Sesshaftigkeit* am ETH Wohnforum – Centre for Research on Architecture, Society & the Built Environment (ETH CASE) am Departement Architektur der ETH Zürich. Vornehmlich mittels qualitativer Interviews, ergänzt durch das Erschließen diskursiver Quellen, möchte ich der phänomenologischen Breite des multilokalen Wohnens (d. h. über die beruflich motivierten Formen hinaus) sowie den dahinter stehenden Denk- und Handlungsfiguren auf die Spur kommen.

<sup>6</sup> Die Namen der interviewten Personen wurden zur Sicherstellung der Anonymität geändert.

Präzisierung vorgenommen sowie die Nützlichkeit und Schwierigkeit von Kategorisierungen multilokaler Wohnformen diskutiert. Nach einigen Bemerkungen zur Frage der Freiwilligkeit solcher Arrangements, gehe ich kurz auf die (Un-)Möglichkeiten der statistischen Fassbarkeit des Phänomens ein. Abschließend stelle ich vier Thesen vor, welche auf den bisherigen Analysen des empirischen Materials basieren. Der Schwerpunkt wird nach Möglichkeit auf berufsbedingte Formen multilokalen Wohnens gelegt; aufgrund fließender Übergänge zu anderen Ausprägungen können und sollen die unterschiedlichen Varianten aber nicht trennscharf voneinander abgegrenzt werden.

## 2 Multilokales Wohnen ...

Vom Begriff des *multilokalen Wohnens* unterscheide ich jenen der *Multilokalität*. Multilokales Wohnen impliziert das Vorhandensein und die Nutzung von mehr als einem Wohnsitz, oder allgemeiner, mehr als einer Behausung<sup>7</sup>. Diese Nutzung kann unterschiedlichen Rhythmen und Motiven folgen; der Wohnsitz kann vielfältige Ausformungen und (Standort-)Eigenschaften haben. Wohnen wird dabei in dem Sinne verstanden, dass das Übernachten in einer als Wohnung dienenden Behausung beinhaltet ist.<sup>8</sup> Diese Behausung kann – im Gegensatz zum Gros der statistischen Definitionen von Wohnung – auch mobilen Charakter haben, z. B. des Dauercampers Wohnwagen, ein Hausboot o. ä. sein.

Demgegenüber umfasst der Überbegriff *Multilokalität* ein breiteres Verständnis einer (alltäglichen) Mehrörtigkeit, welche zum einen Berührungspunkte mit Konzepten wie der tagesrhythmischen Zirkulation aufweist, und zum andern einer eher philosophischen Auffassung folgt, welche auf formale Einschränkungen weitgehend verzichtet. Multilokalität ist dann „*vita activa an mehreren Orten*“ (Rolshoven 2006, S. 181) – der auf mehrere Orte verteilte tätige Lebensalltag. Diese Perspektive ist vor allem theoretisch von großer Bedeutung, impliziert sie doch eine „*Multilokalität als Lebensweise*“ (Rolshoven 2007), welche sich über nahezu alle Mitglieder unserer Gesellschaft erstreckt und damit von herausragender gesellschaftlicher Reichweite ist. In dieser Deutung wird Multilokalität zum zentralen räumlich-zeitlich-sozialen Ordnungsmuster fast jedweden spätmodernen Lebensstils.

Peter Weichhart, der gegenwärtig an einer Theoretisierung des multilokalen Wohnens arbeitet, spricht in diesem Zusammenhang von der „*Verknüpfung der Standortofferten zweier oder mehrerer Lokalitäten*“ (Weichhart 2009). Er beschreibt Multilokalität im Sinne von multilokalem Wohnen „*als soziale Praxis (...), mit deren Hilfe es für (kollektive) Akteure möglich wird, die akteursspezifischen Standortnutzen von zwei (oder mehreren) Lokalitäten zu kombinieren und dadurch den Ertrag ihrer Handlungspraxis zu erhöhen*“ (ebd.).

---

<sup>7</sup> Die Idee der Verwendung von *Behausung* und *Behaust-Sein* ist das (vorläufige) Ergebnis von Diskussionen innerhalb eines Netzwerks von Multilokalitätsforschenden aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Damit soll die Schwierigkeit, den Wohnbegriff auf einen forschungspraktikablen Nenner zu bringen, umgangen werden.

<sup>8</sup> Zur Untermauerung einer praktikablen Multilokalitätsdefinition verweist Christine Weiske in unseren Diskussionen auf die Strukturierungskraft der menschlichen Universalien *Leibgebundenheit* und *Tag-Nacht-Rhythmus*.

So lässt sich multilokales Wohnen auch als ein Kompromiss lesen: eine spezifische raum-zeitliche Alltagsorganisation, die zwischen den Bedürfnissen unterschiedlicher Lebensbereiche und unterschiedlicher einander verbundenen Personen vermittelt, welche an einem einzelnen Ort nicht befriedigend erfüllt werden können.

### 3 ... von Berufs wegen

#### 3.1 Herausforderungen an eine Kategorisierung

Eines der zentralen Anliegen der aktuellen Forschung ist die Kategorisierung resp. Typologisierung der vielfältigen Formen multilokalen Wohnens, etwa nach Zweck oder Form. Eine beliebte Vorgehensweise ist dabei die Differenzierung in berufsbedingtes und freizeitmotiviertes multilokales Wohnen – eine nahe liegende, aber nicht unproblematische Unterscheidung. Allfällige weitere Dimensionen sind Ausbildungsgründe, biografische oder partnerschaftliche Motive. Doch allen Bemühungen zum Trotz bleiben bisherige Versuche der eindeutigen Zuordnung unzulänglich. Stattdessen überlagern sich im Einzelfall berufliche und andere Beweggründe, so dass multilokale Arrangements als Ergebnis komplexer Motivstrukturen unterschiedlicher Beteiligter verstanden werden müssen.

Bereits die beruflichen Beweggründe weisen sehr unterschiedliche Facetten auf: So kann ein multilokales Arrangement zugunsten eines beruflichen Aufstiegs resp. einer beruflichen Selbstverwirklichung eingegangen werden. Ebenso ist die Verhinderung eines beruflichen Abstiegs oder gar von Arbeitslosigkeit ein mögliches Motiv, wie das etwa beim eingangs vorgestellten Herrn Ehrlich der Fall ist.<sup>9</sup> Und schließlich kann auch die berufliche (Neu-)Orientierung des Lebensgefährten oder der Ehefrau ein Paar oder eine Familie dazu bringen, sich multilokal zu organisieren (anstatt beispielsweise umzuziehen). Derlei berufliche Überlegungen hängen wiederum mit den individuellen und/oder kollektiven Ortsbezügen zusammen, wozu etwa soziale Beziehungen/Freundschaften, die Integration und Partizipation in einer Gemeinde oder einer Nachbarschaft, das Eigenheim im Grünen, die Kontinuität des Bildungsweges

---

<sup>9</sup> Gil Viry et al. (2008) beobachten in ihrer quantitativen Studie über Berufsmobilitätstypen in der Schweiz (darunter auch so genannte *Übernachter*, also eine Form multilokal Wohnender), dass die Bereitschaft, in irgendeiner Form beruflich mobil zu sein, besonders an den (gesellschaftlichen) Rändern ausgeprägt ist, d. h. bei den Hochgebildeten sowie bei denjenigen mit einem geringen Ausbildungsgrad. Zur Erfassung des Zusammenhangs von räumlicher und sozialer Mobilität wurde im selben Umkreis von Forschenden das Konzept der *Motilität* geprägt. Der Motilitätsbegriff stammt ursprünglich aus der Biologie und Medizin, wo er die Bewegungskapazität eines Organismus bezeichnet. In den Sozial- und Verkehrswissenschaften bedeutet Motilität *“the capacity of entities (e.g. goods, information or persons) to be mobile in social and geographic space, or as the way in which entities access and appropriate the capacity for socio-spatial mobility according to their circumstances”* (Kaufmann et al. 2004, S. 750).

der Kinder<sup>10</sup>, aber auch biografische Prägungen zählen. Des Weiteren überlagern sich berufliche Gründe nicht selten mit lebensstilspezifischen Motiven, etwa wenn das multilokale Dasein einen umfassend mobilen Lebensentwurf mit ausdrückt. Und letztlich offenbaren sich auch ganz spezifische, oft unerwartete Faktoren, wie beispielsweise eine Gehbeeinträchtigung im weiter unten beschriebenen Fall von Herrn Berger.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es bislang weder eine allgemein anerkannte Systematisierung multilokaler Wohnformen gibt, noch dass derzeit eine trennscharfe Zuordnung nach beruflich bedingten und anderen Ausprägungen multilokalen Wohnens sinnvoll möglich erscheint.

Nichtsdestotrotz erscheint es legitim, bestimmte multilokale Wohnformen mit dem Etikett der Berufsbedingtheit zu versehen, wenn auch nicht in der gelegentlich suggerierten Exklusivität. Im Sinne eines Prioritäten- oder Hierarchiemusters lässt sich von „überwiegend beruflichen Anlässen“ und „überwiegend nicht-beruflichen Anlässen“ sprechen (vgl. Dittrich-Wesbuer 2008). Innerhalb der Formen, die aus „überwiegend beruflichen Anlässen“ zustande kommen, lassen sich im Wesentlichen drei sich wiederum überschneidende Differenzierungen treffen:

Zunächst gibt es Gruppen, welchen das multilokale Wohnen *zwingend berufsimmanent* ist, beispielsweise bei derjenigen der FernfahrerInnen, die viele Nächte des Jahres im Fahrerhaus (!) auf unterschiedlichen Rastplätzen verbringen; oder auch bei den PilotInnen, deren Dienstplan etliche Übernachtungen in auswärtigen Unterkünften vorsieht; auch Bahnbedienstete im Fernverkehr verfügen über Schlafgelegenheiten an den größeren Bahnhöfen.

Die zweite Gruppe umfasst berufliche Tätigkeiten, welchen ein mehr oder weniger regelmässiges multilokales Wohnen zumeist abgefordert wird; es ist *häufig berufsimmanent*, z. B. beim Berufsmusiker/Entertainer, der entweder auf Konzertreisen ein temporäres Leben in Hotels führt, oder aber saisonale Engagements an unterschiedlichen Orten eingeht. Zu den gesellschaftlichen Eliten, die häufig multilokal leben, können die Professorin und der Diplomat gezählt werden, deren Tätigkeiten gleichfalls Optionen und Pflichten zu diversen Multilokalitätsformen bereithalten. Und schließlich seien noch saisonal eingesetzte Arbeitskräfte im Tourismus sowie ArbeitsmigrantInnen genannt.

Die dritte Gruppe trägt das Merkmal *neue Mobilitätsanforderungen*. Obwohl die wachsenden gesellschaftlichen Anforderungen hinsichtlich der persönlichen Mobilitätsbereitschaft zunehmend an die breite Masse der Arbeitnehmenden gestellt werden, gibt es doch einige Beispiele, welche als besonders typisch hervorstechen: die Unternehmensberaterin, die immer wieder Aufträge im Ausland erhält; oder der eingangs erwähnte Herr Ehrlich, der Arbeiter aus Ostdeutschland, der ein aufreibendes

---

<sup>10</sup> Der ausgeprägte Föderalismus der Schweiz auf institutioneller Ebene bewirkt, dass die Umzugsmobilität gegenüber anderen Mobilitätsformen wenig ausgeprägt ist: „*The education system of each of Switzerland's 26 cantons has its own specific programmes – family policy is in fact largely determined at municipal and cantonal level*“ (Viry et al. 2008, S. 191). Unter diesen Bedingungen votieren etliche Familien eher für ein multilokales Dasein, als dass sie ihren Kindern einen Orts- und Schulwechsel zumuten (für vergleichbare Studien über Deutschland s. auch Schneider et al. 2002a /2002b).

Fernpendlerdasein zwischen Arbeitsort und Familie und Eigenheim auf sich nimmt, um der drohenden Arbeitslosigkeit zu entrinnen.<sup>11</sup>

### 3.2 Empiriebasierte Typologie multilokaler Haushalte

Mit dem „Eintauchen“ in den empirischen Fundus erweist sich aber auch eine solche Dreiteilung im Vorfeld als zwangsläufig unbefriedigend. Jedwede Typologisierung des Phänomens entsteht daher sinnvollerweise erst auf Basis des ausgewerteten Materials. Eine derartige Typologie berufsbedingt multilokal organisierter Haushalte haben bislang erst Weiske et al. (2009) vorgelegt. Die Wahl der Untersuchungseinheit Haushalt gründet in der berechtigten Annahme, dass das multilokale Wohnen in der Regel nicht die alleinige Angelegenheit eines/einer Einzelnen ist, sondern die Entscheidung dafür sowie die Ausgestaltung desselben von einem Kollektiv, zumeist einer Familie oder einem Paar, ausgerichtet wird. So verändert die Mehrörtigkeit bei Paaren etwa die Arbeitsteilung und das Rollenverständnis zwischen den Geschlechtern. Der Einfluss des/der „Sesshaften“ (monolokal wohnend) auf die Gestaltung des multilokalen Wohnens wird als sehr hoch eingeschätzt. Für die Studie wurden qualitative Interviews mit 39 direkt oder indirekt betroffenen Personen geführt. Im Ergebnis stehen sieben Typen „*interregional-multilokal organisierter Mehrpersonenhaushalte*“ (Weiske et al. 2009):

- Der Typus *Verschickung* zeichnet sich durch die Dominanz von Zwängen und Zumutungen aus. Die Orte werden funktional stark getrennt, die emotionale Verbundenheit mit dem „Hauptort“<sup>12</sup> sowie die Orientierung an einem familienzentrierten Lebenskonzept (im Eigenheim), welches der Mehrörtigkeit entgegensteht, sind sehr ausgeprägt.
- Mit *Kolonisierung* wird ein Typus umschrieben, welcher sein multilokales Leben eher gestaltet denn erleidet. Er betrachtet es als Horizonterweiterung, und reproduziert dementsprechend seine Wohn- und Lebenspraktiken am Arbeitsort. Für ihn sind sowohl die berufliche Selbstverwirklichung als auch die Familienorientierung wichtige Eckpfeiler des Lebens.

<sup>11</sup> Insgesamt hat sich seit Inkrafttreten des Freizügigkeitsabkommens die Anzahl der Zuwandernden aus Deutschland zwischen 2001 (14'100) und 2007 (40'900) fast verdreifacht. Damit sind sie schweizweit die zweitgrösste Gruppe nach den Zugewanderten aus Italien, im Kanton Zürich sogar die grösste (BFS Schweiz, Statistik Zürich). Neben zahlreichen Hochqualifizierten zieht es zunehmend auch Billigkräfte aus Deutschland in die Schweiz. Die deutsche Wochenzeitung DIE ZEIT porträtiert unter dem Titel „Die Türken der Schweiz“ Olaf aus Sachsen, der als Maler in der Schweiz arbeitet, in einem Vorort von Luzern zusammen mit anderen ArbeiterInnen in der Dependence eines Landgasthofes wohnt und allmonatlich eine 11-stündige Autofahrt von Luzern nach Hause zu seinen kranken Eltern auf sich nimmt (Leuthold 2006).

<sup>12</sup> Eine Hierarchie der Wohnorte, etwa im Sinne von Haupt- und Nebenwohnort, kann nicht als allgemein gültig vorausgesetzt werden. Nicht selten lehnen multilokal Wohnende eine Rangierung und entsprechende Begriffe zur Beschreibung ihrer Lebensrealitäten als inadäquat ab, z. B. Erst- und Zweitwohnsitz, Freizeit- und Arbeitsort oder auch Auswanderung. Bei hauptsächlich berufsbedingt multilokal Wohnenden, welche an einem Ort mit der Partnerin, dem Partner oder der Familie zusammen leben, dürfte die gleichwertige Bedeutung der Orte allerdings etwas geringer ausgeprägt sein.

- *Re-Zentrierung* meint einen Typus, welcher sich in der Phase vor der Familiengründung befindet, in der die berufliche Qualifizierung Priorität hat. Im partnerschaftlichen Zusammensein stehen die besonderen Momente vor dem routinieren Alltag. Unwägbarkeiten des Lebens werden als selbstverständliche Herausforderungen angenommen.
- Den Typus *Doppelleben* kennzeichnet, dass an zwei Orten zwei sehr unterschiedliche Lebensentwürfe verfolgt werden. Daraus ergibt sich ein Spannungsfeld zwischen hohen Berufsanforderungen und ausgeprägter beruflicher Motivation sowie familiärer Erwartungen.
- Mit *Bi-Polarisierung* umschreiben die AutorInnen eine besonders trag- und entwicklungsfähige Form multilokalen Wohnens. Die Orte mit ihren jeweiligen Vorzügen stehen in keinem hierarchischen Verhältnis zueinander, sondern werden gleichrangig und von allen Haushaltsmitgliedern genutzt.
- Eine starke Berufsorientierung charakterisiert auch den Typus *Expedition*. Multilokales Wohnen ist expliziter Teil des Lebensentwurfes, wobei sich unterschiedliche Formen der Mehr- und Einörtigkeit abwechseln und ein Ort als „Basisstation“ dient. Beziehungen sind eher netzwerkartig strukturiert als ortsgebunden.
- Der siebente Typus, *Drift*, ist der am wenigsten bestimmte und offenste. Das Mass an Kontingenz ist hoch, die Anzahl an Festlegungen gering. Vieles ist noch unentschieden, auch im Hinblick auf die Partnerschaft. Das Arrangement driftet eher dahin als dass es bewusst reguliert ist.

#### 4 ... zwischen Zwängen und Freiheiten

Die besondere Bedeutung obiger Typologie berufsbedingt multilokaler Haushalte liegt neben ihrem Pioniercharakter darin, dass sich aus ihr reichhaltige Schlüsse über das Erleben und Gestalten multilokaler Lebensweisen durch (kollektive) AkteurInnen ableiten lassen. Die Vielfalt und Komplexität des Phänomens und seiner persönlichen und gesellschaftlichen Auswirkungen werden deutlich. Darüber hinaus zeigt sich, dass die gerne gestellte Frage nach der Freiwilligkeit multilokaler Arrangements einer vielschichtigen Antwort bedarf. Berufsbedingtes multilokales Wohnen ist weder das Ergebnis einer reinen Zwangssituation noch entsteht es vollständig freiwillig. Vielmehr lässt sich der Grad der Freiwilligkeit auf einem Kontinuum verorten.

Ob (direkt oder indirekt) Betroffene ihre Mehrörtigkeit eher als Zwang oder eher als Freiheit wahrnehmen und erleben, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab: Zunächst spielt es eine Rolle, welche (beruflichen) Alternativen zum multilokalen Dasein bestehen bzw. welche Berufszufriedenheit herrscht. Auch beeinflusst die (Un-)Möglichkeit einer (zeitlich) flexiblen Gestaltung des Arbeitsalltags das Zurechtkommen. Multilokales Wohnen kann zudem den eigenen Werten und Vorstellungen von einem „guten Leben“ mehr oder weniger entsprechen. Läuft die Realität dem Ideal entgegen, so tut sich der oder die multilokal Wohnende mitunter schwer, mit der Mehrörtigkeit zurechtkommen. Damit zusammen hängt der allfällige Wunsch nach gesellschaftlicher Konformität der eigenen Lebensweise: Gefalle ich mir als gesellschaftliche Ausnahmeerscheinung, oder ist multilokales Wohnen in meinem Milieu ohnehin eine Selbstverständlichkeit? Oder leide ich unter den kritischen Blicken

und Kommentaren der NachbarInnen, die beispielsweise meine elterlichen Pflichten vernachlässigt sehen?

Da multilokales Wohnen in der Regel LebenspartnerInnen, manchmal auch Kinder mit betrifft, entstehen auch für diese Zwänge und Freiheiten. So muss sich die Ehefrau wochentags zwar alleine um Kinder und Haushalt kümmern, fühlt sich aber auch autonom in der Gestaltung ihres Alltags, etwa in der Zeitverfügung oder der Essensauswahl. Es zeigt sich, dass multilokales Wohnen einerseits die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau verfestigen kann, andererseits aber auch emanzipatorisches Potenzial für Frauen (wie auch für Männer) birgt. Ein bedeutsamer Einflussfaktor auf verschiedenen Ebenen sind Kinder: Sie beeinflussen die (Mobilitäts-)Entscheidungen der Eltern direkt oder indirekt mit, und sie sind zentraler Bestandteil eines durch die Mehrörtigkeit besonders anspruchsvollen Familienmanagements.

## 5 ... und in Zahlen

Ebenso heiss begehrt wie die Habhaftwerdung über ein Kategoriensystem scheint die Quantifizierung des Phänomens. Die statistische Fassbarkeit des multilokalen Wohnens ist derzeit allerdings sehr begrenzt. Die nationalen Daten über die Anzahl von Zweitwohnsitzen, WochenaufenthalterInnen (in der Schweiz), Nebenwohnsitzen (in Österreich) u. ä. können kaum valide Aussagen über das tatsächliche Ausmass sowie die (individuelle) Nutzung und (subjektive) Bedeutung des Mehrfachwohnens machen. Zum einen bildet die Statistik viele Unterkunftsformen, die multilokal Wohnende nutzen, gar nicht ab; zum andern spiegelt das Meldeverhalten nur eingeschränkt die Lebensrealitäten der Menschen wider – und so entweichen zahlreiche Formen dem statistischen Radar.<sup>13</sup>

Für die Schweiz gibt es berechnete Schätzungen, dass jede neunte Wohnung nur zeitweise genutzt wird. Von den 419'000 temporär genutzten Wohnungen liegt mehr als die Hälfte in den Zentren und Agglomerationen, für die zwischen 1990 und 2000 ein Plus von 120'000 Zweitwohnungen verzeichnet wird (Credit Suisse Research 2005). Somit ist der Anstieg auch nicht mit dem Ferienhausboom zu erklären, der seinen Höhepunkt zum Zeitpunkt dieser Entwicklung bereits überschritten hatte.

Wie schwer sich StatistikerInnen mit den tatsächlichen Lebensrealitäten tun, zeigt eine in Zürich unlängst mit Besorgnis zur Kenntnis genommene Tendenz: Weil erschwinglicher Wohnraum ein knappes Gut ist, halten viele MieterInnen trotz Wegzugs ihre Verträge aufrecht, für den Fall, dass sie wieder zurückkommen oder ein Freund/eine Freundin einmal eine Wohnung benötigt. In der Statistik tauchen diese in Untermiete weiter gegebenen Wohnungen als Zweitwohnungen auf, deren Anteil

---

<sup>13</sup> In Deutschland gibt es aktuell Versuche, mit Hilfe der Melderegister deutscher Grossstädte eine Abschätzung zu erzielen, auch auf Stadtteilebene, unter Berücksichtigung der nicht überall existenten Zweitwohnsitzsteuer und kritisch im Hinblick auf die möglichen Verzerrungen, die sicherlich erheblich sind. Wenn auch keine hinreichende Abgrenzung unterschiedlicher Formen multilokalen Wohnens möglich ist, so gelingt zumindest eine räumliche Differenzierung (vgl. Sturm/Meyer 2009). Die bisherige qualitative Forschung konnte keine bevorzugten Raumtypen oder Kombinationen von Raumtypen identifizieren. Die Vermutung liegt jedoch nahe, dass es – gerade bei beruflich induzierten Formen multilokalen Wohnens – bestimmte Standorte der Attraktion gibt.



u. a. deshalb in einzelnen Stadtteilen bereits rund zehn Prozent ausmacht (Brüderlin 2008).

Die Verzerrung geht also in beide Richtungen: Wo mehr temporär genutzte Behausungen sind, werden weniger erfasst, und wo weniger Wohnungen tatsächlich als Zweitwohnungen genutzt werden, tauchen sie als solche überzählig in den Daten auf. Gesicherte Aussagen über die tatsächliche Anzahl multilokal Lebender lassen sich auf Basis der Statistik nicht treffen. Zumindest wenn die komplexen Lebensbezüge multilokal Wohnender im Erkenntnisinteresse stehen, ist die exakte zahlenmäßige Verbreitung aber auch gar nicht so relevant, denn diese werden ohnedies nur mithilfe eines qualitativen, subjektorientierten Zugangs greifbar.

## 6 Vier Thesen

### *These I: Multilokales Wohnen zwischen Mobilität und Sesshaftigkeit*

Räumliche (und kulturelle) Mobilität ist Grundlage für multilokales Wohnen. Einerseits ist multilokales Wohnen Ausdruck gesellschaftlichen Wandels und stets mit Veränderungen verbunden; andererseits ist es aber auch und vor allem eine Strategie, Gewohntes (zumindest teil- und zeitweise) aufrechtzuerhalten und Vorzüge unterschiedlicher Orte profitabel zu kombinieren.

Multilokales Wohnen verweist nur in der Minderzahl der Fälle auf die vielfach beschworene Entwurzelung. Vielmehr ermöglicht sie als Alternative zur Umzugsmobilität, Ortsbindungen trotz gewandelter Lebensumstände aufrecht zu erhalten. Beweglichkeit kann dazu dienen, Unveränderlichkeit zu schaffen (Löfgren 1995, S. 352). Der/die multilokal Wohnende erhält für sich (und ihre Familie) die gewohnte und gewünschte Lebenssituation aufrecht – zumindest teil- und zeitweise. So entstehen zahlreiche Arrangements gerade aufgrund starker Ortsbindungen und Erhaltungswünsche; die multilokal Wohnenden folgen in ihrem abwägenden Entscheidungsverfahren emotionalen Kriterien der Bindung zu Orten und Menschen ebenso wie pragmatischen Interessen zur Optimierung der Lebensbedingungen.

Multilokales Wohnen beinhaltet ein semantisches Spannungsfeld zwischen Mobilitätsanforderungen und -bedürfnissen und Lokalisierungswunsch. Als hybride Erscheinung tangiert es unterschiedliche Mobilitätsformen: *“(T)he phenomenon of dual residence (...) straddles the areas of residential mobility, travel and daily mobility”* (Kaufmann 2001, S. 36). Ähnlich argumentiert Rolshoven mit der Identifikation von drei Rahmenthemen der Spätmoderne, zu denen das multilokale Wohnen quer liegt: Pendeln, Tourismus und Migration (Rolshoven 2004, S. 213).

In diesem Sinne verweist jede Form multilokalen Wohnens auf Bewegung und Beweglichkeit, wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise. Multilokales Wohnen kann sowohl schlüssiger Baustein eines hochmobilen Lebensstils sein als auch als Reaktion auf eine Mobilitätsüberforderung zustande kommen. Und letztlich kann, so zeigt es die Empirie, sogar (physische) Immobilität multilokales Wohnen fördern: So ist beispielsweise Pierre Bergers starke Gehbeeinträchtigung (neben der tiefen sozialen Verwurzelung in seinem Wohnviertel) wichtiger Beweggrund für die Aufrechterhaltung seines Wohnstandortes, nachdem er die Bekanntschaft mit seiner zweiten Frau

gemacht hatte, die 15 Busminuten entfernt auch eine Wohnung besitzt. Beide pendeln gemeinsam im Wochenendrhythmus hin und her.

### *These II: Veränderte Orts- und Sozialbezüge*

Im Rahmen multilokaler Wohnarrangements ist die Entstehung neuer Formen des Zusammenlebens, der Identifikation mit Orten und des bürgerschaftlichen Engagements wahrscheinlicher als das viel beschworene Erodieren räumlicher und sozialer Bezüge und Zugehörigkeiten. Die Orts- und Sozialbezüge verschwinden nicht, sie werden selbst mobil und mehrörtig – auch bei den (vermeintlich) „Sesshaften“.

Zweifellos brisant ist die Frage der Partizipation und des bürgerschaftlichen Engagements von multilokal Wohnenden: Verstärken sich durch die wachsende Anzahl multilokaler Haushalte die Nachwuchsprobleme von Vereinen und politischen Gruppierungen? Geht es mit dem zivilgesellschaftlichen Engagement jetzt noch schneller bergab? Oder kann das multilokale Wohnen als Alternative zum dauerhaften Ortswechsel stabilisierend wirken, und gar eine soziale wie ökonomische Ausgleichsfunktion haben? Entstehen durch multilokal organisierte Individuen und Haushalte neue Kulturen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, des (ortsgebundenen) Involviert-Seins?

Immerhin ermöglicht es den Verbleib am angestammten Ort, wenn auch nur temporär. Und auch wenn der 40-jährige Harald Rüdisser seinen zweiten Wohnsitz am Arbeitsort in Zürich lieber heute als morgen aufgeben würde, so schätzt er doch die (manchmal langen) Abende fernab seiner Familie, an denen er seinem Kassiersamt im Vorstand des Jodelclubs seines Heimatdorfes ausgiebig nachgehen kann. Durch das Zusammenziehen seines 40-Stunden-Engagements auf vier Tage gelingt es ihm auch, bei der allwöchentlichen Vereinsprobe präsent zu sein. Einem anderen berufsbedingt multilokal Wohnenden, dem 56-jährigen Unternehmer Robert Hanselmann, hat das multilokale Arrangement zwischen dem Familienwohnoort im Kanton Wallis und der Firmenwohnung in Zürich die Möglichkeit gegeben, seine demenzkranke Mutter wochentags täglich zu besuchen und so eine ungeahnte Intensivierung der Beziehung zu ihr zu erleben. Und schliesslich sei Eva Keller erwähnt: Die 37-jährige Verwaltungsangestellte und Politikerin wohnt in zwei Schweizer Städten. Ihre Multilokalität erlaubt es ihr, sowohl am einen wie am andern Ort in den politischen Ortsgruppen mitzuwirken. Selbstverständlich gibt es auch die gegenteiligen Fälle von im Zuge der Multilokalisation<sup>14</sup> aus Zeitmangel und Bezugsverlusten aufgegebenen Engagements. Dennoch machen diese drei Beispiele deutlich, wie wichtig die detaillierte empirische Betrachtung dieser komplexen Verortungsmotive und -muster ist, und wie wenig ihnen mit pauschalisierenden „Ferndiagnosen“ beizukommen ist.

Das Bewohnen unterschiedlicher Standorte führt zu einem Wandel in den Orts- und Sozialbezügen. Dabei stellen sich die Flexibilisierung und Mobilisierung veränderter Ortsbindungen (vgl. Gyr/Rolshoven 2004) empirisch als bedeutsamer heraus, als das mancherorts populäre Credo von den verloren gegangenen Dimensionen Raum und

---

<sup>14</sup> Der handlungsorientierte Begriff der *Multilokalisation* wurde von Knut Petzold im Rahmen des erwähnten Zusammenschlusses von Multilokalitätsforschenden eingebracht. Mit ihm soll der Akt des Eröffnens eines multilokalen Arrangements bezeichnet werden.

Zeit und das Lamento der sozialen Vereinsamung im Zuge einer dramatischen Entwurzelung des Individuums (vgl. Sennett 2000).

In der quantitativen Studie von Viry et al. (2008) über Mobilitätsformen in der Schweiz wird gezeigt, dass die Gruppe der so genannten *Übernachter*, welche auch als multilokal Wohnende bezeichnet werden könnten<sup>15</sup>, tendenziell an mehreren Orten freundschaftliche Beziehungen knüpft: „(...) *the Overnights tend to develop and maintain friendly relationships in several places. Basically, these results show that job-related spatial mobility is an important factor of the spatial reconstruction of friendship networks, which become broader and multilocalized for certain forms of mobility*“ (Viry et al. 2008, S. 202).

### *These III: Biografische Prägungen*

Viele (auch berufsbedingte) Formen multilokalen Wohnens beinhalten spezifische biografische Prägungen. Diese können sich sowohl auf den Standort des (Berufs-) Wohnortes als auch auf den individuellen Umgang mit der Mehrörtigkeit beziehen.

Bei etlichen der bisher untersuchten Fälle erweisen sich individuelle biografische Momente als prägend, wobei sich deren Bedeutung keineswegs auf ausserberuflich genutzte Wohnsitze beschränkt, sondern sich interessanterweise auch bei berufsbedingt multilokal Wohnenden beobachten lässt. So beispielsweise bei der 64-jährigen Kundenberaterin, die zwischen einer Wohnung in Basel, einer aus Berufsgründen genutzten Unterkunft in Zürich sowie einem Wochenendhaus im Tessin pendelt: Die ausgeprägte berufliche Mobilität ihres Mannes hat dazu geführt, dass die fünfköpfige Familie während elf Jahren fast jährlich umgezogen ist. Diese Mobilitätserfahrungen haben sie dafür gerüstet, sich heute trotz stressigem Job so entspannt zwischen drei Wohnorten zu bewegen und „*nicht so sesshaft*“ zu sein: „*Also drei Wohnsitze. Das hat mir eigentlich keine Angst gemacht.*“

Oftmals wurzeln die engen Verbindungen zu bestimmten zweiten (oder dritten) Orten oder der Wunsch nach einem anderen Ort, einem anderen Zuhause in der Kindheit oder in Familienerinnerungen. So sehnt man sich womöglich nach dem Ort oder dem Haus, wo man früher jeweils die Familienferien verbracht hat. Oder es ist die Region des Aufwachsens, deren Erinnerung nach Jahren des Fort-Seins versteckte Sehnsüchte weckt: „*Heimweh-Appenzeller sucht Zweitwohnsitz*“ wird dann in einschlägigen Internetportalen inseriert.

Wünsche und Sehnsüchte nach Orten können auch unabhängig von körperlicher Anwesenheit entstehen. Die bereits vorgestellte multilokal Wohnende Eva Keller empfindet eine tiefe Zuneigung zum Kanton Graubünden, weil ihr früh verstorbener Vater aus dem Bündnerland stammte. Obwohl sie nie dort gelebt hat, ist sie einige Male mit Männern aus der Region liiert gewesen, was sie selbst als „keinen Zufall“ interpretiert. Seit vielen Jahren wohnt sie in Winterthur. Nach Heirat und Familiengründung hat sie erfolgreich eine Anstellung im Heimatkanton ihres Vaters gesucht –

---

<sup>15</sup> Als *Übernachter* werden zum einen Personen bezeichnet, welche mindestens 60 Nächte pro Jahr auswärts verbringen, entweder als Wochenpendelnde oder als Geschäftsreisende; zum andern fallen Fernbeziehungen mit einer Mindestreisezeit von 60 Minuten zwischen den Wohnorten in diese Kategorie (Viry et al. 2008, S. 196).

und damit ein multilokales Arrangement begonnen, welches ihr erlaubt, an beiden Orten, zu denen sie sich eng verbunden fühlt, zu leben.

Auch die Multilokalität von Herrn Peter gründet im Wunsch, die Verbindung zum eigenen Herkunftsort zu pflegen und aufrecht zu erhalten. Der 80-Jährige ist bereits als junger Mann aus dem Umland in die Stadt Basel gezogen, um das Handwerk des Schuhmachers zu erlernen. Bis heute aber fährt er fast täglich hinaus, spaziert durchs Dorf, spricht mit den älteren EinwohnerInnen, die er von früher kennt, sieht in seinem (meist) leer stehenden Elternhaus nach dem Rechten, und verbringt viele Stunden alleine oder mit Familienmitgliedern und FreundInnen im nahe gelegenen Gartenhaus, welches ebenfalls von seinem Vater erbaut worden ist. Bis vor wenigen Jahren haben Herr Peter und seine Frau regelmässig auch Nächte im Elternhaus draussen vor Basel verbracht.

An obigen Beispielen wird abermals die Schwierigkeit einer trennscharfen Zuteilung nach Motiven oder Zwecken des multilokalen Wohnens deutlich. Alle drei multilokalen Lebensentwürfe sind in spezifischer Weise aus beruflichen Gründen entstanden, aber nicht nur oder nicht einmal prioritär.

#### *These IV: Von hier nach dort ...*

Das Unterwegs-Sein im Dazwischen ist wesentlicher Bestandteil der Verbindung mehrerer Wohnorte im Rahmen einer Lebensführung. Es erfüllt komplexe Funktionen im Übergang zwischen hier und dort. Diese Übergänge werden von den multilokal Wohnenden aktiv und vielfältig gestaltet.

Das Verbinden von Orten und die Übergänge zwischen diesen können jedoch nicht von allen gleich gut gemeistert werden. Multilokal Wohnende entwickeln spezifische Strategien und Rituale<sup>16</sup>, die ihnen das Zusammenbringen der Lebens-(orte) erleichtern. Dabei ist der Transitraum von erheblicher Bedeutung. In ihm gehen die Rituale des Weggehens und diejenigen des Ankommens ineinander über: Die aufzugebende Post wird allwöchentlich mit zum Bahnhof genommen, um sie vor der Abfahrt aufzugeben. In der Bahnhofs-Bäckerei wird regelmässig ein Cappuccino gekauft. Das Aufklappen des Laptops im Zug, das Auftragen des Make-ups während eines Zugstopps oder das langsame Abbauen von Ärger und Stress nach getaner Arbeit markieren den Beginn der Konzentration auf das Dort. All diese Rituale im Transit sind höchst raumwirksam. Und es ist der Raum in seinen unterschiedlichen physischen und nicht-physischen Eigenschaften, der die AkteurInnen gewähren lässt und beschränkt. Durch ihre spezifische Raumwahrnehmung und -nutzung stehen multilokal Wohnende, Raum und räumliche Entwicklung in einer wechselwirksamen Weise zueinander, die bislang kaum erforscht ist.

---

<sup>16</sup> Aus soziologischer Sicht können Rituale als Handlungen, die aus einer Kombination ritualisierter Ausdrucksweisen bestehen, verstanden werden. Sie beinhalten eine Sinndimension und dienen der Gestaltung einer Situation, dem Schaffen von Verbindungen, dem Herstellen von Kontakten und dem Bewältigen von Übergängen, Veränderungen, Interaktionsabbrüchen oder anderen menschlichen Krisen (Weis 1997, S. 538f).

In wachsendem Ausmass weisen multilokale Arrangements transnationalen Charakter auf, so die Vermutung. Dies führt dazu, dass die multilokal Wohnenden den übergeordneten nationalen Instanzen (mit oder ohne Kalkül) oftmals entweichen – ein „Katz-und-Maus-Spiel“ von erheblicher (räumlicher) Tragweite. Es scheint, als sei der Nationalstaat den „*multiplen und sich überlagernden globalen Liquiden*“ (Urry 2006, S. 94) stets hintennach. Zu diesen „Liquiden“ können neben Studierenden, TouristInnen und TerroristInnen auch transnational multilokal Wohnende gezählt werden, die sich „*in Schwindel erregender, diskrepanter und transmutierender Form grenzüberschreitend durch Zeit und Raum bewegen*“ (ebd.).

## 7 Ausblick

Der ortspolygame Mensch (vgl. Beck 1997) und seine vielfältigen räumlichen und sozialen Bezüge beginnen in den Interessensfokus der spätmodernen Gegenwartsgesellschaft und ihrer Wissenschaften zu gelangen. Für AkteurInnen aus den unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen wie Politik, Wirtschaft, Verkehr, Soziales und nicht zuletzt auch der (Raum-)Planung ist es von grosser Bedeutung, zu wissen, wie, wo und weshalb ihre „Kundschaft“ sich bewegt, wohnt, arbeitet – kurz: lebt – so wie sie es tut. Der Erkenntnisgewinn über vielfältige Aspekte multilokaler Wohn- und Lebensweisen ist angelaufen. Ihre Vielfalt und Komplexität machen sie zu einem interdisziplinären Paradegegenstand, der nach innovativen theoretischen, methodologischen und methodischen Ansätzen verlangt, um gegenwärtig und zukünftig brennende Erkenntnislücken schließen zu können.

### Literatur

- Beck, U. (1997). Ortspolygamie. In: U. Beck (Hrsg.). Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 127-135.
- Brüderlin, R. (2008). Zürcher – Bald ein einzig Volk von Untermietern? In: punkt.ch vom 13. Mai 2008. S. 9.
- Credit Suisse Research (2005). Spotlight. Ferien- und Zweitwohnsitze in der Schweiz.
- Dittrich-Wesbuer, A. (2008). Multilokale Haushalte – Ansätze einer Systematisierung und Quantifizierung. Unveröffentlichtes Konzeptpapier zuhanden des Forschungsnetzwerks „Planschmiede Multilokalität“.
- Gyr, U., Rolshoven, J. (Hrsg.) (2004). Zweitwohnsitze und kulturelle Mobilität. Projektberichte. Zürich: Volkskundliches Seminar.
- Kaufmann, V. (2002). Re-thinking Mobility. Contemporary Sociology. Aldershot: Ashgate.
- Kaufmann, V., Bergman M. Max & Joye, D. (2004). Motility: Mobility as Capital. In: International Journal of Urban and Regional Research 28:4. S. 745-756.
- Leuthold, R. (2006). Die Türken der Schweiz. In: DIE ZEIT vom 19. Oktober 2006.
- Löfgren, O. (1995). Leben im Transit? Identitäten und Territorialitäten in historischer Perspektive. In: Historische Anthropologie 3:3. S. 349-363.
- Rolshoven, J. (2004). Mobilität und Multilokalität als moderne Alltagspraxen. Ethnographien kultureller Mobilität. In: U. Gyr, J. Rolshoven (Hrsg.). Zweitwohnsitze und kulturelle Mobilität. Projektberichte. Zürich :Volkskundliches Seminar. S. 213-220.
- Rolshoven, J. (2006). Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: Zeitschrift für Volkskunde 102 (2006). S. 179-194.

- Rolshoven, J. (2007). The Temptations of the Provisional. Multilocality as a Way of Life. In: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 37:1-2. S. 17-25.
- Schneider, N.F., Limmer, R. & Ruckdeschel, K. (2002a). Berufsmobilität und Lebensform. Sind berufliche Mobilitätserfordernisse in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie vereinbar? Stuttgart et al.: Kohlhammer.
- Schneider, N.F., Limmer, R. & Ruckdeschel, K. (2002b). Mobil, flexibel, gebunden. Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft. Frankfurt am Main et al.: Campus.
- Sennett, R. (2000). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. München: Goldmann.
- Sturm, G., Meyer, K. (2009). Was können die Melderegister deutscher Großstädte zur Analyse von residenzieller Multilokalität beitragen? In: G. Sturm, C. Weiske (BBR) (Hrsg.). *Multilokales Wohnen. Informationen zur Raumentwicklung* 1/2 2009 (im Erscheinen).
- Urry, J. (2006). Globale Komplexitäten. In: H. Berking (Hrsg.). *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt am Main et al.: Campus. S. 87-102.
- Viry, G., Kaufmann, V. & Widmer, E. (2008). Switzerland – Mobility: a Life Stage Issue? In: N.F. Schneider, G. Meil (Hrsg.). *Mobile Living Across Europe I. Relevance and Diversity of Job-Related Spatial Mobility in Six European Countries*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich Publishers. S. 189-228.
- Weichhart, P. (2009). Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. In: G. Sturm, C. Weiske (BBR) (Hrsg.). *Multilokales Wohnen. Informationen zur Raumentwicklung* 1/2 2009 (im Erscheinen).
- Weis, K. (1997). Ritual. In: G. Reinhold (Hrsg.). *Soziologie-Lexikon*. München et al.: Oldenbourg. S. 538-539.

# Urbane Renaissance und die Entwicklungen in der Kulturökonomie

*Co-Referat von Philipp Klaus*

## 1 Kulturökonomie als dynamischer Wirtschaftsbereich

Die Bedeutung der Kultur im Gesellschaftsleben wird sehr unterschiedlich eingeschätzt. Während für die einen die Kultur ein Nice-to Have ist, stellt es für andere die Grundlage von Entwicklung und Zusammenhalt der Gesellschaft dar. Mit zunehmendem Anteil von in der Kulturökonomie Beschäftigten erhält die Kultur nochmals eine neue Bedeutung, deren Potenzial nicht mehr unterschätzt werden kann. In vielen Regionen Europas und Nordamerikas, ebenso in etlichen Städten der anderen Kontinente waren in den 1990er-Jahren hohe Wachstumsraten in Beschäftigung und Umsatz in der Kulturökonomie festzustellen (Krätke 2002). Die Kulturökonomie konzentriert sich weitestgehend auf städtische Standorte (Klaus 2006) und ist mit der Wiederentdeckung des Städtischen in den letzten zwei Dekaden, der Urban Renaissance verbunden (Porter/Shaw 2009). Beispielhaft können diese Entwicklungen für die Stadt Zürich nachgezeichnet werden. In der Stadt Zürich sind im Jahre 2005 8,8% aller Beschäftigten in der Kreativwirtschaft tätig<sup>17</sup>. Zudem wies diese für die Periode von 1995 bis 2001 ein Wachstum von 10,2% auf, was nur wenigen anderen Branchen gelang. Die Erklärungen für diese Entwicklungen gehen auf Prozesse der Kulturalisierung der Ökonomie und der Ökonomisierung der Kultur zurück. Die Nachfrage nach kulturellen Produkten und Dienstleistungen ist dadurch stark gestiegen. Seit den 1980er-Jahren hat Zürich an Attraktivität gewonnen. Die Möglichkeiten für Freizeit und Kultur haben sich vervielfacht. Zürich ist eine Trend- und Lifestylestadt geworden und zeichnet sich durch ein eigenes urbanes Profil aus, welches von Subkultur und Avantgarde genährt wird. Das breite kulturelle Angebot, die neuen Läden, Bars, Parties und Events aller Art bilden ein urbanes Setting, von dem breite Bevölkerungsschichten profitieren und das von hochqualifizierten Arbeitskräften aus dem In- und Ausland nachgefragt wird, welche sich in Städten mit Ausstrahlung niederlassen wollen. Die Bevölkerung der Stadt ist in diesen Jahren wieder gewachsen.

Die Kultur ist ein wichtiger Standortfaktor geworden und die Kulturwirtschaft gilt in vielen Regionen weltweit als Hoffnungsträgerin für die Beschäftigungsentwicklung. Die Zürcher Kreativwirtschaft hat in den 1990er-Jahren mit einem Beschäftigungswachstum von über zehn Prozent (Klaus 2005, Söndermann/Weckerle 2005) einen starken Aufschwung erlebt. Zwischen 2001 und 2005 ist dieses Wachstum nicht nur abgeflacht, sondern zum Stillstand gekommen. Dies trifft allerdings nicht für alle Branchen und auch nicht für alle Quartiere gleichermaßen zu. Im Jahre 2005 werden in der Stadt Zürich 29'089 Beschäftigte zur Kreativwirtschaft gerechnet (Söndermann/Weckerle 2008), was einem Anteil von 8,8% an der Gesamtwirtschaft entspricht. Das sind etwa doppelt so viele Personen wie im Versicherungsgewerbe und etwa gleich viele wie im Unterrichtswesen beschäftigt sind.

---

<sup>17</sup> Die Begriffe Kulturökonomie und Kreativwirtschaft können synonym verwendet werden. In neuerer Zeit hat sich der Begriff der Kreativwirtschaft zunehmend als Bezeichnung für den privatwirtschaftlichen Teil der Kulturwirtschaft etabliert, lässt sich aber nicht genau vom öffentlichen abgrenzen.

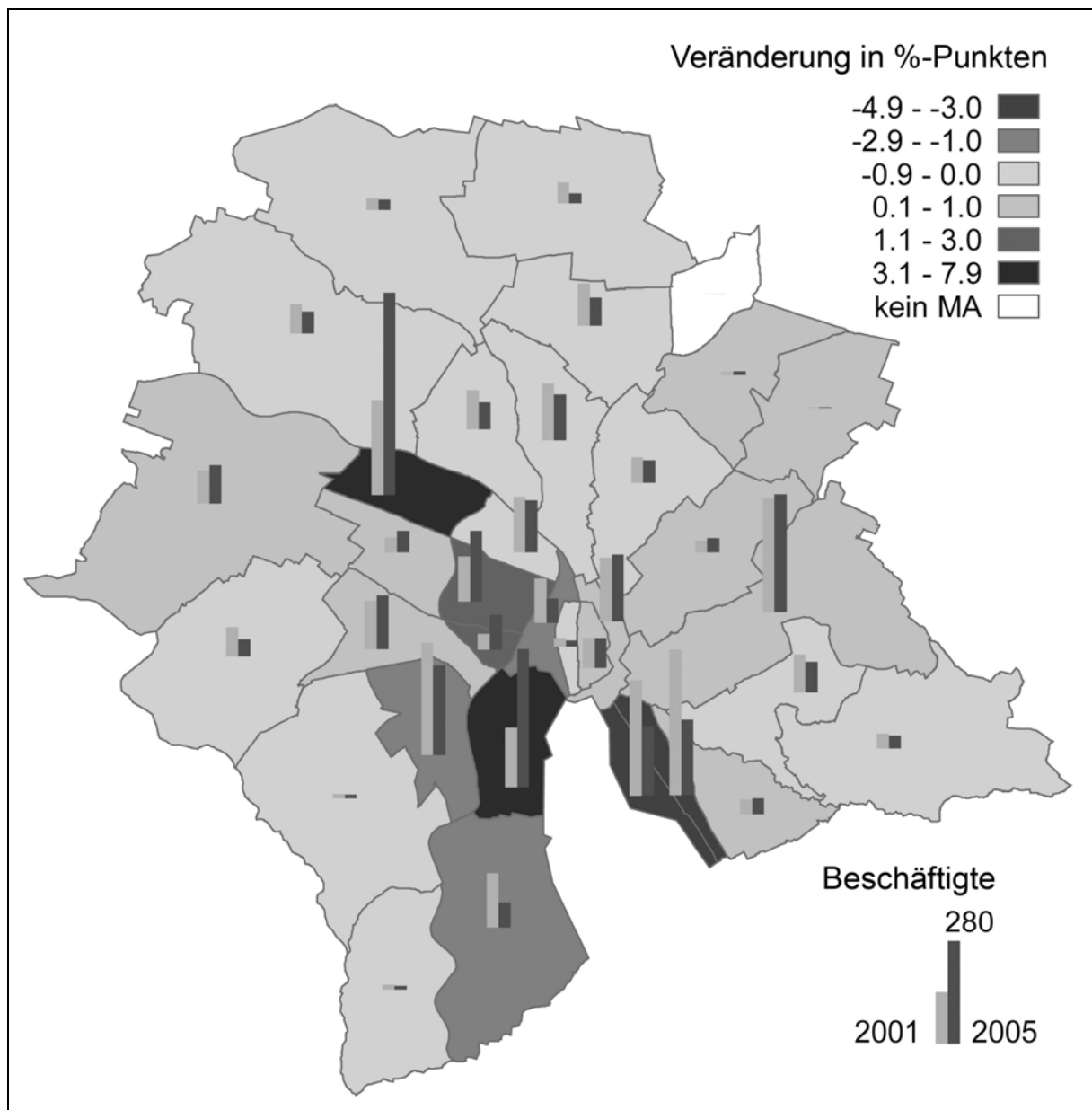
Die 1990er-Jahre haben Konzentrationsbewegungen in der Schweizer Kulturwirtschaft mit sich gebracht. 2001 arbeitet jeder oder jede siebte Beschäftigte im Kultursektor in der Stadt Zürich. 2005 sogar etwas mehr. In der Grafik- und Designwirtschaft ist es gar jede fünfte Person (1995: jede sechste), in der Film- und TV-Branche jede dritte. Diese Konzentrationsbewegungen spiegeln die Verdichtung und erstarkende Verflechtung des kulturellen Produktionssystems und den nicht nur im Finanzsektor zunehmend international orientierten Standort Zürich wider.

## **2 Produktionsbedingungen in der Kulturökonomie**

Die attraktiven kulturellen Angebote und die Beschäftigungsentwicklung in der Kulturwirtschaft werden in einem komplexen Produktionssystem generiert, welches von einer Vielzahl von Kleinunternehmen geprägt ist. 38% aller Beschäftigten im Kultursektor sind in Arbeitsstätten mit neun und weniger Beschäftigten tätig (Klaus 2006). In der Gesamtbeschäftigung sind es rund 20%. Freelancertum und informelle Zusammenarbeiten sind weit verbreitet. Die Kulturwirtschaft ist von Innovationen geprägt. Die Produkte und Dienstleistungen müssen permanent neuen Entwicklungen, Geschmackspräferenzen und Moden angepasst werden. Spezifische Rahmenbedingungen für Produktion und Innovation in der Kulturwirtschaft können in sozialräumlichen Zusammenhängen nachgezeichnet werden. Im Vordergrund stehen Clusterbildungen in bestimmten Quartieren, insbesondere in den ehemaligen Arbeitervierteln wo günstige Mieten, ein internationales Umfeld und ein Flair von Avantgarde produktive Standortbedingungen bieten. Es hat sich ein sozialräumliches Kapital entwickelt, welches sich durch intensiven Informations- und Know-how-Transfer auszeichnet.

Die ehemaligen Arbeiterviertel verzeichneten Zunahmen in der Kreativwirtschaft, während andere Stadtteile, die seit Jahrzehnten traditionell Standorte der freien Berufe sind, Beschäftigung verloren haben. Dies ist in Abbildung 1 für die Designwirtschaft dargestellt, die im Kreis 8 am rechten Zürichseeufer regelrecht eingebrochen ist, während die Industriequartiere an Beschäftigung stark gewonnen haben (Klaus/Bentz 2008).





Quelle: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Daten aus eidg. Betriebszählung 2005

Abbildung 1: Veränderung der Beschäftigung in der Designwirtschaft in den Zürcher Stadtquartieren zwischen 2001 und 2005

Der Absatzmarkt hat sich für kreative, innovative Kleinunternehmen in Zürich gegenüber früher verbessert. Die Kundschaft ist designinteressiert, international orientiert, offen gegenüber avantgardistischen Entwicklungen, bereit spleenige Dinge auszuprobieren und zahlungskräftig. Ein weiterer zentraler Faktor für die kulturwirtschaftlichen Entwicklungen sind die brachgefallenen Industrieareale. In den frühen 1990er-Jahren begannen die Besitzer zunehmend Zwischennutzungen zuzulassen. Dadurch gab es nunmehr viel Raum für attraktive und günstige Ateliers, Werkstätten, Probe-räume, Schreibstuben, Partysites, Theater und Konzertlokale. In vielen Liegenschaften und Arealen entwickelte sich ein buntes Gemisch von KünstlerInnen, Kulturunternehmertum und Partyszene mit fließenden Grenzen und regem Austausch in die

Subkulturen und Szenen. So wurden die Forderungen der Bewegung von 1980 nach Räumen für eine andere Kultur dank Strukturwandel und anhaltender Rezession doch noch erfüllt.

### **3 Ein neues Zürcher Unternehmertum**

Mit den neu gewonnenen Freiräumen in den ehemaligen Fabrikanlagen konnte sich ein neues Zürcher Unternehmertum im weiten Feld der Kulturwirtschaft entfalten. Es zeichnet sich durch grossen Gestaltungswillen, Eigeninitiative, Selbstvertrauen und Unternehmenslust aus. Trendige und innovative Produkte wurden aus Szenen heraus auf den Markt gebracht: Taschen, Männerröcke, Wintersportbekleidung, Seifen mit Artefakten etc. Die Nachfrage nach dem Design von Unternehmen im Kreis 5 für Jahresberichte, Internetauftritte etc. hat bei Banken, Versicherungen und anderen globalen Akteuren zugenommen. Neben der positiven Tatsache, dass so viele Personen im Kultursektor beschäftigt sind, müssen auch die negativen Aspekte erwähnt werden. So sind die Löhne in den Kleinstunternehmen im Durchschnitt sehr niedrig und mit jenen unqualifizierter Tätigkeiten wie KassiererIn oder Handlanger zu vergleichen. Viele kreative innovative Kleinstunternehmen haben es trotz gewisser Erfolge schwer, sich zu konsolidieren. Selbst bekannte Labels stehen unter Konkurrenz-, Kosten- und Innovationsdruck. Prekäre Arbeitsverhältnisse sind verbreitet. Eine öffentliche Förderung dieser Unternehmen gibt es nicht. Für kulturelle Veranstaltungen und Produktionen werden die Mittel aus den öffentlichen und privaten Fonds oder Stiftungen beansprucht. Das heisst, die traditionellen Institutionen der Kulturförderung spielen für die Kulturwirtschaft eine wichtige Rolle. Für Unternehmen, die nicht als Kulturproduzenten betrachtet werden, etwa in der angewandten Kunst, ist es noch schwieriger Finanzierungen zu finden. Die Banken sind extrem zurückhaltend mit der Vergabe von Krediten. Wer keinen Namen hat, hat keine Chance an Risikokapital heranzukommen. Für die kreativen, innovativen Kleinstunternehmen ist das soziale Kapital essentiell. Ohne gegenseitige Hilfe, Vernetzung und Freundeskreis sind Start-ups fast unmöglich.

### **4 Perspektiven**

Zürichs Kulturwirtschaft entwickelte sich aus einem neuen Selbstverständnis und einem grossen Bedürfnis verschiedenster Akteure heraus, kulturelle Entwicklungen voranzutreiben, seien dies die Veranstalter von Raves, Off-spaces für Ausstellungen und Performances, Openair-Kinos, neuen Theatern usw. Es ist eine unternehmerische Kultur entstanden, die vor 1980 kaum vorhanden war. So ist in Zürich ein Gemisch von Trend- und Lifestylekultur, etablierter oder fast etablierter Kultur und Subkultur entstanden, die alle ihre Rolle im kulturwirtschaftlichen Produktionssystem einnehmen.

Zürich hat ein grosses kreatives Potenzial und eine starke symbolische Ökonomie, die sich als komparativer Vorteil erweisen könnten und deren Pflege eine Gratwanderung von Veränderung und Bewahrung ist. Die Entwicklung der Kulturwirtschaft wird wesentlich vom Umgang mit den Räumen abhängen. Gentrificationprozesse und kapitalintensivere Nutzungen sind für die kulturellen Aktivitäten in den genannten Räumen bedrohlich, da sie Verdrängungen mit sich bringen, insbesondere des sozi-

alträumlichen Kapitals. Nicht nur im High-Tech-Bereich braucht es immer wieder Innovationen, sondern auch in der Kultur. Besonderer Aufmerksamkeit bedürfen Brutstätten der kulturellen Innovation. Freiräume und Zwischennutzungen sind elementar zur Entfaltung von Potenzialen und kultureller Innovation. Diese können jedoch nur beschränkt einer direkten Verwertungslogik unterworfen werden und müssen sich auch eigenständig entwickeln können. Das heisst, unabhängig von der Frage, mit welcher Kultur- oder Wirtschaftspolitik das Wachstum der Kulturwirtschaft gefördert werden kann, zeigt sich, dass der Kultursektor und die Kultur generell eine Basis brauchen, die nicht direkt steuerbar ist und sich selber entwickeln muss.

Die Krise in den Finanzmärkten wird nicht ohne Auswirkungen auf die Kulturwirtschaft und ihre Arbeitsmärkte bleiben. Der Kunstmarkt ist bereits im vierten Quartal 2008 stark eingebrochen. Das Konsum- und Ausgehverhalten ebenso wie die Ausgaben der öffentlichen Hand werden sich neuen Prioritäten anpassen. Die Kultur ist dann vielleicht doch ein Nice-but-not-to Have. Wenn allerdings die Investitionstätigkeiten im Bausektor zurückgehen und der Druck auf gewisse Standorte abnimmt, entspannt sich die Raumsituation für die kreativen Unternehmen, was wiederum für die Kulturproduktion förderlich ist.

## Literatur

Klaus, P., Bentz, D. (2008). Geographie der Kreativwirtschaft. Visualisierung und Interpretation der räumlichen Entwicklung der Zürcher Kreativwirtschaft. In: Zweiter Zürcher Kreativwirtschaftsbericht. Zürich.

Klaus, P. (2006). Stadt, Kultur, Innovation. Kulturwirtschaft und kreative innovative Kleinstunternehmen in der Stadt Zürich. Zürich: Seismo-Verlag.

Krätke, S. (2002). Medienstadt: urbane Cluster und globale Zentren der Kulturproduktion. Opladen: Leske und Budrich.

Lash, S., Urry, J. (1994). Economies of Signs and Space. SAGE Publications, London. New Delhi: Thousand Oaks.

Porter, L., Shaw, K. (Hrsg.) (2008). Whose Urban Renaissance? An International Comparison of Urban Regeneration Strategies. London: Routledge.

Weckerle, C., Söndermann, M. (2008). Empirisches Porträt der Kreativwirtschaft Zürich. In: Zweiter Zürcher Kreativwirtschaftsbericht. Zürich.



**Teil 2**  
**Regionale Arbeitsmärkte – die Nachfrageseite**



# Statistik zur Unternehmensdemografie (UDEMOMO): Methodische Grundlagen und Anwendungen

*Einführungsreferat von Andrea Grossi*

## 1 Einleitung

Die Unternehmensdemografie umfasst Statistiken zur Zahl der Unternehmen oder anderer statistischer Einheiten sowie zu den Ereignissen, aus denen sich eine Veränderung dieser Zahl ergibt (Gründungen, Schliessungen, Fusionen, Übernahmen, Spaltungen usw.). Zusätzlich wird die Entwicklung dieser Einheiten über einen längeren Zeitraum verfolgt, um Informationen zum Überleben und zu ihrer weiteren Entwicklung in Erfahrung zu bringen. All diese Statistiken sind nach bestimmten Unternehmensmerkmalen gegliedert (wirtschaftliche Tätigkeit, Grössenklasse, Rechtsform, Region usw.).

Die Unternehmensdemografie ist also nicht als einzelne Statistik anzusehen, sondern als ein aus verschiedenen Statistiken bestehendes Ganzes. Die einzelnen Statistiken haben zwar einen gemeinsamen Gesamtrahmen, können sich aber an unterschiedlichen Formen und Modalitäten orientieren. Das bedeutet namentlich, dass die aktuelle Unternehmensdemografie noch nicht alle demografischen Ereignisse abdeckt. Einige Statistiken werden vollumfänglich produziert, andere lediglich teilweise und gewisse Statistiken sind leider noch nicht realisierbar.

## 2 Grundlagen und Methoden

### 2.1 Referenzmodell

Die Unternehmensdemografie ist ein Fachbereich, der sich nicht nur in der Schweiz, sondern auch international stark entwickelt. Die in diesem Bereich vom Statistischen Amt der Europäischen Union (EUROSTAT) geleistete Arbeit ist wichtig; EUROSTAT ist die einzige Institution, die neben sehr unterschiedlichen nationalen Systemen einen theoretischen und methodischen Rahmen mit supranationalen Normen geschaffen hat. Dieser Rahmen existierte bereits, als die Schweiz beschloss, die Unternehmensdemografie überhaupt erst einzuführen. Folglich konnte sie von den Erfahrungen profitieren, umso mehr, als dass sie aktiv an der Entwicklung des EUROSTAT-Modells mitgearbeitet hat. Bei der Wahl dieses Modells als theoretisches und konzeptuelles Referenzsystem war jedoch nicht nur ausschlaggebend, dass bereits ein solider Rahmen bestand. Von Bedeutung waren auch der Wunsch, international vergleichbare Statistiken zu produzieren, sowie das Inkrafttreten des bilateralen Statistikabkommens, das die Schweiz ab Referenzjahr 2011 verpflichtet, der Europäischen Union statistische Daten zu liefern.

## 2.2 Quellen

Die von EUROSTAT entwickelte Methodik beruht auf einer Harmonisierung der Hauptquelle der demografischen Daten, d.h. des Unternehmensregisters. Ziel ist die Erstellung vergleichbarer demografischer Statistiken. Die UDEMO wurde deshalb als Registeranalysestatistik konzipiert. Dies entspricht der gegenwärtigen Politik des BFS, die darauf abzielt, sich bei der Statistikproduktion in erster Linie auf bestehende Verwaltungs- oder Statistikregister zu stützen, um so den Aufwand für die Unternehmen zu reduzieren.

Seit den Anfängen der UDEMO-Statistiken dient das Betriebs- und Unternehmensregister (BUR) des BFS als Hauptdatenquelle. Für einige Statistiken sind jedoch zusätzliche Quellen nötig, z. B. die Aktualisierungserhebung des Betriebs- und Unternehmensregisters (ERST) oder die Betriebszählung (BZ).

Die Erstellung der UDEMO-Statistiken erfordert zwingend eine möglichst umfassende und rasche Aktualisierung des BUR. Das BUR wird heute anhand diverser Quellen aktualisiert; die wichtigste Quelle ist dabei das Handelsregister. Weitere Quellen wie die Post, die MWST, private Datenbanken (z. B. Dun&Bradstreet) oder Erhebungen des BFS (z. B. Betriebszählung, Beschäftigungsstatistik) spielen ebenfalls eine Schlüsselrolle bei der Aktualisierung des BUR.

## 2.3 Analysefeld

Die Unternehmensdemografie erfasst ausschliesslich Unternehmen, die im Sekundär- und Tertiärsektor eine marktwirtschaftliche Tätigkeit ausüben. Somit werden nur privatrechtliche Rechtsformen, aber keine Vereine und Stiftungen berücksichtigt. Der primäre und der öffentliche Sektor werden ausgeschlossen, weil eine unternehmensdemografische Analyse dieser beiden Sektoren nicht viel Sinn machen würde. Der Grund hierfür ist, dass die demografischen Ereignisse, welche die UDEMO misst, im primären und öffentlichen Sektor nur äusserst selten stattfinden.

Im Sinne der UDEMO gelten Unternehmen als aktiv, in denen mindestens 20 Stunden pro Woche eine wirtschaftliche Tätigkeit ausgeübt wird. Da diese Begrenzung für alle Unternehmensstatistiken des BFS gilt, ist die UDEMO mit anderen Erhebungen des BFS kompatibel, namentlich mit der Beschäftigungsstatistik und der Betriebszählung.

Die zurzeit im Rahmen der UDEMO realisierten Statistiken werden in der Regel jährlich durchgeführt.

Bei der Datendiffusion haben die Grossregionen und die Kantone Priorität. Alle Daten sind jedoch bis auf Gemeindeebene verfügbar, d.h. alle Aggregierungen sind prinzipiell möglich (z. B. Agglomerationen, Sprachregionen, Bezirke, MS-Regionen).



## 2.4 Analysegebiete

Die Unternehmensdemografie unterscheidet fünf Analysegebiete: Neugründungen «ex nihilo» (echte Neugründungen), Überlebensraten neu gegründeter Unternehmen, echte Schliessungen, Bestand aktiver Unternehmen und andere demografische Ereignisse (Fusionen, Übernahmen, Spaltungen, Übertragungen lokaler Einheiten usw.).

In der Unternehmensdemografie ist es wichtig zu klären, ob ein Unternehmen effektiv neu gegründet beziehungsweise geschlossen wurde oder nicht. Die Unternehmensdemografie unterscheidet tatsächliche Gründungen und Schliessungen von anderen Formen der Bildung und Auflösung von Unternehmen. Man spricht nur von Gründung oder Schliessung, wenn kein anderes Unternehmen am demografischen Ereignis beteiligt ist, das heisst wenn ganz neue Produktionsfaktoren auftreten bzw. wenn Produktionsfaktoren definitiv verschwinden. Ein anschauliches Beispiel ist die Übernahme eines Restaurants durch einen neuen Eigentümer: Konkret wird ein Unternehmen geschlossen und ein neues eröffnet. Aus Perspektive der Produktionsfaktoren hat sich nichts ereignet, denn die Produktionsfaktoren bestanden bereits vor dem demografischen Ereignis und bestehen danach weiter. Im Sinne der UDEMO-Statistik handelt es sich dabei also weder um eine Neugründung «ex nihilo», noch um eine echte Schliessung. Es wird in der Kategorie andere demografische Ereignisse erfasst.

Noch eine Bemerkung zu den anderen demografischen Ereignissen: Gegenwärtig existiert für diesen Bereich noch keine Statistik. Da die vier übrigen Analysegebiete ein fester Bestandteil des bilateralen Abkommens mit der EU sind, wurden sie prioritär behandelt.

## 3 Datenüberblick

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, deckt die aktuelle Statistikproduktion der Unternehmensdemografie noch nicht alle theoretischen Analysegebiete ab. Folgende Abbildung gibt einen Überblick über alle bisher publizierten UDEMO-Produkte:

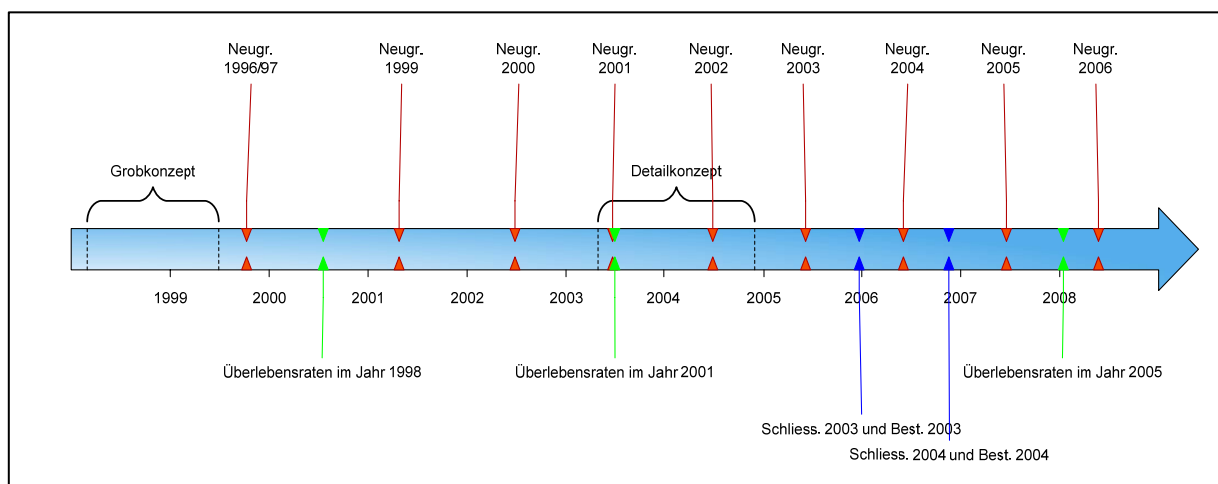


Abbildung 1: Verfügbare UDEMO-Daten

Die Statistik der Neugründungen wird jährlich seit dem Referenzjahr 1996/1997 (12-monatige Periode von Juli 1996 bis Juli 1997) produziert. Die Statistik der Überlebensraten neu gegründeter Unternehmen wird ebenfalls regelmässig, jedoch nicht im Jahresrhythmus, sondern in Anlehnung an die Betriebszählung produziert. Für die Statistik der echten Schliessungen und die Statistik des Bestands aktiver Unternehmen sind lediglich Daten der Jahre 2003 und 2004 verfügbar.

### **3.1 Statistik zu den Neugründungen**

In der Statistik zu den Neugründungen des BFS werden nur effektiv – «ex nihilo» – neu entstandene, wirtschaftlich aktive Unternehmen als Neugründungen erfasst. Unternehmen, die auf Grund einer Fusion, Auflösung oder Spaltung bestehender Unternehmen entstanden sind, werden nicht berücksichtigt. Blosser Änderungen innerhalb eines Unternehmens (z. B. Reaktivierung, Wechsel des Besitzers oder Geschäftsführers, Änderung der Tätigkeit, Änderung der Rechtsform oder Umzug) gelten ebenfalls nicht als Neugründungen im Sinne dieser Statistik. Filialen bereits bestehender Unternehmen werden nicht erfasst, ausser wenn es sich um die erste Filiale eines ausländischen Unternehmens auf schweizerischem Staatsgebiet handelt. Die grundlegende Bedingung ist somit, dass das Unternehmen wirklich eine produktive wirtschaftliche Tätigkeit in der Schweiz aufgenommen hat, und zwar unabhängig davon, ob es im Handelsregister eingetragen ist oder nicht.

Die zur Identifikation dieses Ereignisses erforderlichen Daten werden mit der Aktualisierungserhebung des Betriebs- und Unternehmensregisters (ERST) gesammelt, die vierteljährlich bei allen neu im BUR eingetragenen Unternehmen und Arbeitsstätten des Sekundär- und Tertiärsektors durchgeführt wird. In der ERST werden wichtige Informationen zu den neuen Unternehmen zum Zeitpunkt der Aufnahme der Tätigkeit gesammelt, insbesondere zur Branche der wirtschaftlichen Tätigkeit, zur Anzahl Beschäftigten unter Berücksichtigung des Beschäftigungsgrads, zum Datum der Tätigkeitsaufnahme sowie zur Gründungsart. Dies natürlich mit dem Ziel, die Unternehmen zu identifizieren, die einer Neugründung «ex nihilo» entsprechen.

Da es sich um eine Umfrage bei den Unternehmen handelt, muss Zeit für die Vorbereitung sowie für den Versand und die Bearbeitung der Fragebogen eingerechnet werden. Konkret bedeutet dies, dass die Ergebnisse zu den Neugründungen vorderhand nicht im Jahr nach dem Referenzjahr veröffentlicht werden können. Die Statistik zu Neugründungen 2006 zum Beispiel wurde im Juni 2008 veröffentlicht.

Wirtschaftszweig	2002	2003	2004	2005	2006
Industrie	706	807	943	877	861
Baugewerbe	1023	1039	1224	1271	1488
<b>Sekundärer Sektor</b>	<b>1729</b>	<b>1846</b>	<b>2167</b>	<b>2148</b>	<b>2349</b>
Handel	2257	2564	2682	2410	2372
Gastgewerbe	360	419	316	341	316
Verkehr und Nachrichtenübermittlung	483	462	498	465	477
Kredit- und Versicherungsgewerbe	318	469	534	454	549
Immobilienwesen, Dienst. für Unternehmen	3279	3531	3672	3455	3598
Informatikdienstleistungen	1016	900	840	793	827
Unterrichtswesen	116	157	179	147	193
Gesundheits- und Sozialwesen	177	227	263	250	281
Sonstige öffentliche und persönliche Dienstleistungen	453	589	637	611	633
<b>Tertiärer Sektor</b>	<b>8459</b>	<b>9318</b>	<b>9621</b>	<b>8926</b>	<b>9246</b>
<b>Total</b>	<b>10188</b>	<b>11164</b>	<b>11788</b>	<b>11074</b>	<b>11595</b>

Tabelle 1: Neugründungen «ex nihilo» nach Branchen, 2002-2006

Die Zahl der Neugründungen war während der Periode 2002-2006 mit rund 11'000 gegründeten Einheiten pro Jahr relativ stabil. Die Neugründungen fanden mehrheitlich im Tertiärsektor statt (rund 80% aller jährlichen Neugründungen). Die Branchen «Immobilienwesen, Dienstleistungen für Unternehmen» und «Handel» sind traditionsgemäss alleine für mehr als die Hälfte der Neugründungen verantwortlich. Die Ergebnisse des Gastgewerbes sind bezüglich des Begriffs der «ex nihilo»-Gründungen, einem zentralen Konzept dieser Statistik, auch sehr aufschlussreich: In diesem Sektor werden häufig Betriebe eröffnet und geschlossen, doch die Zahl der effektiv neu gegründeten Unternehmen ist relativ tief. Dies lässt sich damit erklären, dass in dieser Branche die häufigste Gründungsform die Übernahme von Unternehmen ist.

### 3.2 Statistik zu den Überlebensraten neu gegründeter Unternehmen

Mit dieser Statistik soll bestimmt werden, wie viele der in einem bestimmten Jahr neu gegründeten Unternehmen auch nach 1, 2, 3, ..., n Jahren noch aktiv sind.

Die Grundidee besteht darin, Unternehmenskohorten zu bilden, deren Hauptmerkmal darin besteht, dass sie im gleichen Jahr gegründet wurden. Bei diesem Ansatz wird die entsprechende Population in regelmässigen Abständen (grundsätzlich jährlich) beobachtet, um das tatsächliche Überleben der Einheiten zu messen. Die Ausgangskohorten werden auf der Grundlage der Erstbefragung gebildet; konkret werden diejenigen Unternehmen berücksichtigt, die in den entsprechenden Referenzjahren «ex nihilo» gegründet worden waren. Zur Berechnung der Überlebensrate werden ausschliesslich Unternehmen berücksichtigt, die nach 1, 2, 3, ..., n Jahren noch immer eine wirtschaftliche Tätigkeit ausüben und in den ersten Jahren nach der Gründung nicht von einem Ereignis wie einer Fusion, Übernahme oder Auflösung betroffen waren. Hingegen bedeutet eine Änderung der Rechtsform, des Firmennamens, der wirtschaftlichen Haupttätigkeit oder ein Umzug nicht, dass ein Unternehmen eine neue Identität hätte und deshalb nicht mehr berücksichtigt wird. In sämtlichen Analysen im Rahmen der Statistik zu den Überlebensraten neu gegründeter Unternehmen werden stets die Merkmale des Unternehmens zu Beginn betrachtet

(d.h. bei der Gründung und der Aufnahme der Tätigkeit). Zum Beispiel ursprüngliche Branche-Kategorie, ursprünglicher Kanton usw.

Angaben zur längerfristigen Entwicklung der Einheiten liefert momentan die Betriebszählung (BZ). Da die BZ die Realität zu einem bestimmten Zeitpunkt widerspiegelt, lassen sich im Rahmen der Berechnung der Überlebensraten durch die Verwendung der BZ zuverlässige Informationen zum effektiven Bestehen der Unternehmen gewinnen. Der grosse Nachteil liegt in der unregelmässigen Erstellung der BZ und in der langen Zeitspanne zwischen zwei Erhebungen, da dadurch nur alle drei bis vier Jahre neue Ergebnisse vorliegen und eine Kohorte mit neu gegründeten Unternehmen deshalb nicht jährlich verfolgt werden kann, was einen beträchtlichen Informationsverlust bedeutet. Für die im Jahr 2000 neu gegründeten Unternehmen kennen wir beispielsweise die Überlebensrate nach einem Jahr (im Vergleich mit der BZ 2001) und die Überlebensrate nach fünf Jahren (im Vergleich mit der BZ 2005), während wir keine Informationen zur Überlebensrate nach zwei, drei und vier Jahren haben. Die bis heute vorgenommenen Analysen zeigen jedoch, dass die Überlebensraten unabhängig von der Anfangskohorte ähnlich sind: die Überlebensrate nach einem Jahr liegt z. B. immer bei 80%. Es wäre dennoch wünschenswert, über jährliche Ergebnisse zu verfügen. Aus diesem Grund werden für die UDEMO kürzere Intervalle angestrebt, und gegenwärtig wird eine Lösung zur Bereitstellung von Ergebnissen auf jährlicher Basis ausgearbeitet. Als Berechnungsgrundlage ist dabei das BUR vorgesehen.

Wirtschaftszweig (am Anfang)	Überlebensrate (in %) nach				
	1 Jahr	2 Jahren	3 Jahren	4 Jahren	5 Jahren
Industrie	83.8	73.0	72.7	66.2	58.0
Baugewerbe	89.3	80.5	72.6	69.9	61.9
<b>Sekundärer Sektor</b>	<b>86.9</b>	<b>77.2</b>	<b>72.6</b>	<b>68.4</b>	<b>60.3</b>
Handel	78.0	66.5	59.1	55.0	42.6
Gastgewerbe	88.3	81.4	76.1	73.6	59.4
Verkehr und Nachrichtenübermittlung	81.1	70.1	61.1	57.2	47.5
Kredit- und Versicherungsgewerbe	78.3	66.1	68.9	56.4	42.5
Immobilienwesen, Dienst. für Unternehmen	80.7	70.7	64.8	62.0	50.1
Informatikdienstleistungen	83.6	66.7	59.2	49.1	43.8
Unterrichtswesen	81.6	72.6	67.2	63.5	49.4
Gesundheits- und Sozialwesen	85.2	78.0	73.4	78.5	53.5
Sonstige öffentliche und persönliche Dienstleistungen	81.8	73.9	66.7	61.8	46.7
<b>Tertiärer Sektor</b>	<b>80.6</b>	<b>69.8</b>	<b>63.3</b>	<b>58.5</b>	<b>47.0</b>
<b>Total</b>	<b>81.7</b>	<b>71.0</b>	<b>64.9</b>	<b>60.3</b>	<b>49.2</b>

Tabelle 2: Überlebensraten neu gegründeter Unternehmen im Jahr 2005 nach Branchen

Die Überlebensraten in Tabelle 2 wurden anhand der BZ 2005 berechnet. Für die Überlebensrate nach einem Jahr wurden die im Jahr 2004 neu gegründeten Unternehmen berücksichtigt, für die Rate nach zwei Jahren die im 2003 neu gegründeten Unternehmen usw. Ein Jahr nach der Gründung sind rund 80% der Unternehmen noch wirtschaftlich tätig, während dies nach fünf Jahren nur noch bei der Hälfte der Fall ist.

Die Überlebensrate ist je nach Art der Tätigkeit des Unternehmens unterschiedlich. Im Allgemeinen war sie im sekundären Sektor höher als im tertiären Sektor. Dieses Ergebnis lässt sich teilweise dadurch erklären, dass die Aktivitäten im Dienstleistungssektor normalerweise weniger Personal und Investitionen in Infrastruktur und Kapital benötigen, wodurch die Gründung und Schliessung von Unternehmen flexibler wird. Die Branchen mit den höchsten Überlebensraten waren einerseits das Baugewerbe und die Industrie und andererseits das Gastgewerbe sowie das Gesundheits- und Sozialwesen. Dagegen verzeichneten die Unternehmen der Branchen «Handel», «Kredit- und Versicherungsgewerbe» sowie «Informatikdienstleistungen» ab dem zweiten Jahr nach der Gründung eine geringe Überlebensrate.

### 3.3 Statistik zu den echten Unternehmensschliessungen

Die Statistik zu den echten Schliessungen erfasst nur die effektiv verschwundenen Unternehmen. Unternehmen, die ihre Tätigkeit auf Grund einer Fusion, Übernahme oder Auflösung bestehender Unternehmen eingestellt haben, bleiben ausgeklammert. Bloss Änderungen innerhalb eines Unternehmens (z. B. Reaktivierung, Wechsel des Besitzers oder Geschäftsführers, Änderung der Tätigkeit, Änderung der Rechtsform oder Umzug) gelten ebenfalls nicht als Unternehmensschliessung im Sinne dieser Statistik. Die grundlegende Bedingung ist somit, dass das Unternehmen wirklich seine produktive wirtschaftliche Tätigkeit in der Schweiz eingestellt hat und diese Faktoren nicht in anderer Form erhalten bleiben.

Die Statistik zu den echten Schliessungen stützt sich auf das BUR. Der Ansatz besteht darin, sämtliche zu Jahresbeginn gemäss BUR aktiven Unternehmen zu berücksichtigen, wie auch die im Jahresverlauf gegründeten Unternehmen, und herauszufinden, welche Unternehmen am Ende des betrachteten Zeitraums nicht mehr aktiv sind. Diese Fälle werden als potenzielle Schliessungen betrachtet. Anschliessend müssen in einer zweiten Etappe durch eine eingehendere Analyse der potenziellen echten Schliessungen alle Unternehmen ermittelt werden, bei denen die Einstellung der Tätigkeit keiner echten Schliessung gleichkommt, da die Produktionsfaktoren – wenn auch in einer anderen Form – bestehen bleiben (zum Beispiel bei einem Geschäftsführungswechsel oder einer Wiederaufnahme einer Tätigkeit).

Wie bereits erwähnt, wurde diese Statistik lediglich für die Referenzjahre 2003 und 2004 produziert. Die Zahl der Schliessungen lag bei jährlich 11'000 Einheiten. Als die Ergebnisse der Betriebszählung 2005 im BUR übernommen wurden, war ein starker Anstieg der Anzahl Schliessungen festzustellen. Die Analyse der Resultate hat als Grund dafür ergeben, dass es häufig immer noch schwierig ist, zwischen zwei Betriebszählungen Informationen zur Existenz der kleinsten Unternehmen, namentlich jener, die nicht im Handelsregister eingetragen sind, zu erhalten. Das heisst, erst beim Versand des BZ-Fragebogens kann beispielsweise festgestellt werden, dass ein Unternehmen seit zwei Jahren nicht mehr existiert. Das bedeutet konkret, dass die Daten zu den Jahren 2003 und 2004 zwar nicht grundlegend falsch sind, die Tragweite der Problematik jedoch unterschätzen. Kurzfristig plant das BFS eine eingehende Analyse dieser Problematik, mit dem Ziel, stichhaltige Ergebnisse zu liefern. Ein Lösungsansatz könnte sein, die mittels BZ festgestellten Schliessungen künstlich auf die verschiedenen Jahre zu verteilen. Gegenwärtig ist dies technisch jedoch nicht möglich. Ausserdem würde dies einen grossen Nachteil mit sich bringen; die Ergeb-

nisse stünden entsprechend der Durchführung der BZ nur alle drei oder vier Jahre zur Verfügung. In Frage kommt eher eine bessere Aktualisierung des BUR. Zurzeit werden zahlreiche Schritte in diese Richtung unternommen; es werden neue Aktualisierungsquellen für das BUR gesucht, namentlich die Nutzung administrativer Daten der AHV, MWST sowie der Zollverwaltung. Ausserdem plant das BFS, die herkömmliche Betriebszählung per Fragebogen ab 2011 mit einer jährlichen Register gestützten Betriebszählung zu ersetzen, die auf dem BUR basiert. Dies wird ein weiterer Anreiz sein, die Aktualisierung des BUR voranzutreiben.

### **3.4 Statistik zum Bestand aktiver Unternehmen**

Die Statistik zum Bestand aktiver Unternehmen des BFS liefert Ergebnisse zum Bestand und zu den Hauptmerkmalen der statistischen Einheiten, die während einem bestimmten Jahr aktiv waren. Dieser Bestand umfasst sämtliche Unternehmen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt des Referenzjahres eine wirtschaftliche Tätigkeit ausgeübt haben, einschliesslich der in diesem Jahr neu gegründeten und verschwundenen Unternehmen. Die Berechnungsmethode ist relativ einfach und besteht darin, sämtliche im BUR aufgeführten aktiven Unternehmen am Ende des Referenzjahres sowie alle Unternehmen zu berücksichtigen, bei denen es während des Referenzjahres zu einer echten Schliessung kam (da ein im Laufe eines bestimmten Jahres geschlossenes Unternehmen definitionsgemäss zuvor während dieses Jahres aktiv war).

Wie für die Statistik zu den echten Unternehmensschliessungen stehen auch hier nur Resultate der Referenzjahre 2003 und 2004 zur Verfügung. Der einfache Grund dafür ist, dass die Gesamtpopulation ohne die Zahl der echten Unternehmensschliessungen nicht ermittelt werden kann, und dies wiederum bedeutet, dass diese Statistik nicht produziert werden kann, solange die Schliessungen unbekannt sind.

Das Fehlen dieser Zahlen ist jedoch weniger gravierend als bei den Schliessungen, da im Rahmen der Betriebszählung Daten zur Gesamtzahl der aktiven Unternehmen existieren. Die BZ wird zwar nur alle drei bis vier Jahre durchgeführt und weist eine andere Referenzperiode auf (die BZ erhebt lediglich die am Stichtag aktiven Unternehmen, während die UDEMO eine Zeitspanne von 12 Monaten berücksichtigt), liefert aber immerhin einige statistische Informationen zum Bestand der Unternehmen.

## **4 Kunden und Anwendungen**

Die Statistik zur Unternehmensdemografie ist eine relativ neue Statistik. Das Interesse für Daten dieser Art ist jedoch seit der ersten Publikation zum Thema sehr gross. Ausschlaggebend für die Einführung der UDEMO in der Schweiz war ein verstärktes Interesse an Analysen zur Struktur und zur Entwicklung der wirtschaftlichen Produktionseinheiten seitens der wichtigsten Anwender von Wirtschaftsstatistiken. Dieses Interesse ist vor allem in den 1990er-Jahren gewachsen, namentlich nach der Wirtschaftskrise, von der seit Anfang der 1990er-Jahre zahlreiche europäische Länder betroffen waren, sowie durch den aufkommenden Globalisierungsprozess in der Weltwirtschaft, der zu einer verstärkten Konkurrenz an den Märkten führte und von den Unternehmen sehr rasche Struktur- und Produktionsanpassungen erforderte.

Zu den Nutzern dieser Statistiken gehören Institutionen im Verwaltungsbereich, z. B. andere Bundesämter oder kantonale Statistikämter, aber auch der Privatsektor, z. B. Unternehmensberater, Banken, Versicherungen, die Medien, Wissenschaftler.

Hier einige konkrete Beispiele für Nutzung der UDEMO-Daten:

- Will eine Person einen Betrieb gründen, kann sie aufgrund der berechneten Überlebensrate von neu gegründeten Unternehmen ihr Marktrisiko einschätzen;
- Dank der Resultate der Statistik der Neugründungen lässt sich abschätzen, ob die gesetzlichen Rahmenbedingungen die Dynamik der Schweizer Wirtschaft fördern (z. B. Messung der Wirtschaftsförderungsmaßnahmen);
- Eine Versicherung kann die Risikoprämie für eine wirtschaftliche Aktivität in einer bestimmten Region aufgrund deren Überlebensrate berechnen;
- Es können spezifische Erhebungen für eine bestimmte Region durchgeführt werden.

## 5 Zukunft der Unternehmensdemografie

Kurz- und mittelfristig sollen in erster Linie die noch bestehenden Probleme, namentlich im Bereich der Unternehmensschliessungen, gelöst werden. Des Weiteren sollen jährliche Daten zu den Überlebensraten zur Verfügung gestellt werden.

Gegenwärtig produziert die UDEMO bereits qualitativ hochstehende Daten zu den Neugründungen und Überlebensraten, kann dies jedoch noch nicht jährlich tun. Bei den Schliessungen und beim Bestand der aktiven Unternehmen sind noch einige Probleme zu lösen; da die konzeptuellen und methodischen Grundlagen sowie die Berechnungsmethoden jedoch weitgehend existieren, werden die Statistiken sofort produziert werden, sobald die Aktualisierung des BUR optimiert ist.

Das BUR-Team setzt alles daran, um die Qualität des Registers noch weiter zu steigern. Dabei wird der Entscheid, die Betriebszählung künftig auf das BUR abzustützen, noch für einen zusätzlichen Motivationsschub sorgen. Wir können also optimistisch auf die kurzfristige Entwicklung der Statistik zur Unternehmensdemografie schauen.

### Literatur

BFS Bundesamt für Statistik (2005). Statistik zur Unternehmensdemografie (UDEMO): Grundlagen und Methoden. Neuchâtel: BFS.

BFS Bundesamt für Statistik (2005). Unternehmensdemografie: Daten 2003. Neuchâtel: BFS.

European Communities/OECD (2007). Eurostat-OECD Manual on Business Demography Statistics. Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities.

BFS Bundesamt für Statistik (2008). Überlebensraten der zwischen 2000 und 2004 gegründeten Unternehmen: Vier von fünf Unternehmen sind ein Jahr nach ihrer Gründung noch aktiv. Neuchâtel: BFS (Pressemitteilung).

BFS Bundesamt für Statistik (2008). Statistik zu den Neugründungen: 11'600 neu gegründete Unternehmen im Jahre 2006. Neuchâtel: BFS (Pressemitteilung).





# Gründungsinduzierte Beschäftigung – Beschäftigungseffekte im interkantonalen und interstädtischen Vergleich

*Referat von Lutz Benson*

## 1 Vorbemerkung

Der Unternehmensbestand einer Volkswirtschaft ist in ständiger Bewegung. Neben den vielen etablierten Unternehmen, die teils schon seit Jahrzehnten oder sogar Jahrhunderten existieren, gibt es einen permanenten Zufluss in Form von Neugründungen, dem ein gleichermassen permanenter Abgang in Form von Unternehmensschliessungen gegenübersteht. Diese Dynamik ist Abbild des Wettbewerbs zwischen den Unternehmen, der unprofitable Unternehmen zum Marktaustritt zwingt und findige Unternehmerinnen und Unternehmer immer wieder aufs Neue zur Suche nach gewinnträchtigen Geschäftsfeldern veranlasst. Nicht zuletzt ist die reale Bedrohung, durch andere Wettbewerber vom Markt verdrängt oder in der Marktposition durch neue Unternehmen gefährdet werden zu können, auch für die etablierten Unternehmen eine wichtige Triebfeder, in ihren eigenen Innovationsanstrengungen nicht nachzulassen. Schumpeter prägte für diesen Innovations-Wettlauf, der auch diskontinuierlich verlaufen und sich in Abhängigkeit bedeutender Basisinnovationen schubweise verstärken oder abschwächen kann, das treffende Bild der "schöpferischen Zerstörung".

Auf Basis der Statistik zur Unternehmensdemografie (UDEMO) des Bundesamts für Statistik (BFS) sind fundierte Aussagen zur Entwicklung des Gründungsgeschehens in der Schweiz ab 1999 möglich (vgl. Tagungsbeitrag Grossi). Diese Aussagen müssen sich nicht auf die gesamtschweizerische Ebene beschränken, sondern sind auch für tiefere räumliche Ebenen wie die Kantone und Gemeinden möglich. Hierdurch lassen sich mögliche räumliche Disparitäten im Gründungsgeschehen identifizieren. Die folgenden Darstellungen sollen ohne Anspruch auf Vollständigkeit einen ersten Einblick geben, welche inhaltlichen Potenziale UDEMO bezüglich der Analyse des Gründungsgeschehens und der hierdurch induzierten Beschäftigungseffekte bietet.

## 2 Die Gründungsdynamik im Überblick

Zwischen 1999 und 2006 wurden in der Schweiz jährlich etwa 12'000 Unternehmen neu gegründet. Diese acht Gründungsjahrgänge boten im jeweiligen Gründungsjahr mindestens 21'000 Menschen Beschäftigung, wobei im Unternehmen arbeitende Gründerinnen und Gründer mitberücksichtigt sind. Die entsprechenden Zahlen für den Kanton St. Gallen lagen bei durchschnittlich 640 Gründungen pro Jahr und mindestens 1'200 Beschäftigten.

Sowohl auf Ebene Schweiz als auch im Kanton St. Gallen zeigt sich das Gründungsgeschehen deutlich konjunkturell beeinflusst. Analog der allgemeinen Konjunktur-entwicklung folgt auf das Hoch im Jahr 2000 ein Rückgang bis 2002 mit anschliessend ansteigender Tendenz der Gründungszahlen. Dabei scheint sich der konjunkturelle Impuls auf die gründungsinduzierte Beschäftigung stärker auszuwirken als auf die Anzahl Gründungen selbst – dies vermutlich deswegen, weil es im konjunkturel-

len Abschwung nicht nur zu weniger Gründungen kommt, sondern weil die trotz Abschwung gegründeten Unternehmen tendenziell kleiner sind.

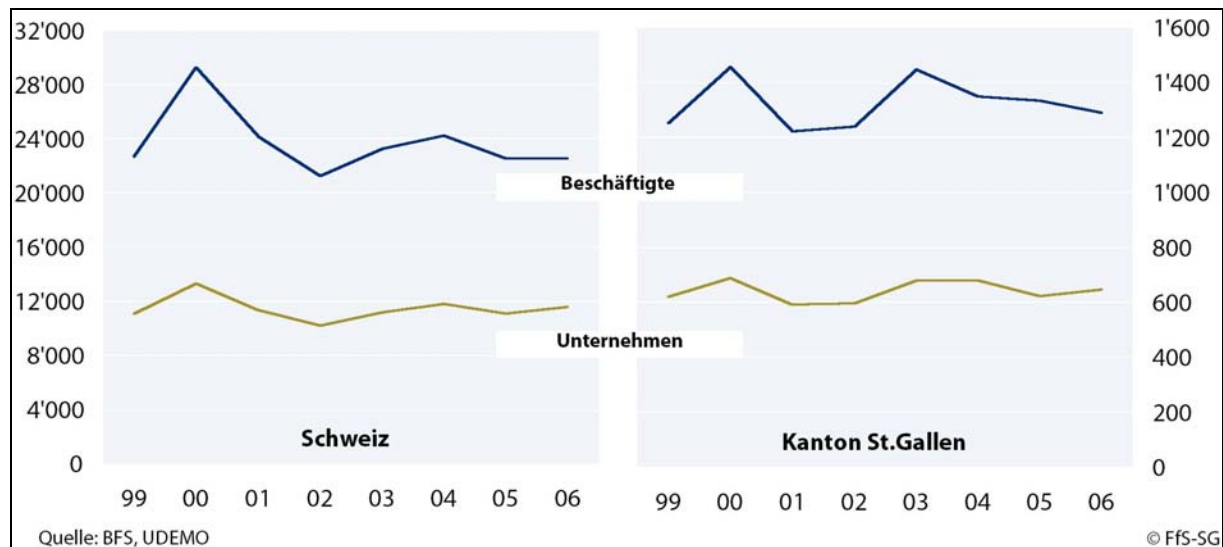


Abbildung 1: Neugründungen und Beschäftigte der Neugründungen, CH und SG

## 2.1 Gründungsdynamik im interkantonalen Vergleich

Will man die Gründungsdynamik zwischen verschiedenen Räumen vergleichen, so ist in aller Regel eine Normierung anhand eines anderen Merkmals nötig. In Abbildung 2 (links) erfolgt dies, indem die Anzahl der Neugründungen zur Anzahl der bestehenden Unternehmen im Jahr 2001 in Relation gesetzt wird. Im interkantonalen Vergleich fällt auf, dass fünf der sechs dargestellten Kantone relativ nahe bei der gesamtschweizerischen Gründungsquote liegen, der Kanton Zürich innerhalb dieser Gruppe jeweils die höchste und das Wallis mit Ausnahme des Jahres 2006 jeweils die niedrigste Gründungsdynamik aufweisen. Insgesamt haben sich die Unterschiede zwischen diesen fünf Kantonen von 1999 bis 2006 tendenziell verringert.

Eine Ausnahmerolle kommt ganz offensichtlich dem Kanton Zug zu. Mit jährlich etwa acht Gründungen je 100 bestehender Unternehmen ist die Gründungsquote dort ungefähr doppelt so hoch wie in den anderen dargestellten Kantonen. Hierbei ist zu betonen, dass im Rahmen von UDEMO nur solche Unternehmen als Neugründungen erfasst werden, die tatsächlich wirtschaftlich aktiv sind und in denen ein Gesamtarbeitsvolumen von mindestens 20 Stunden pro Woche geleistet wird.

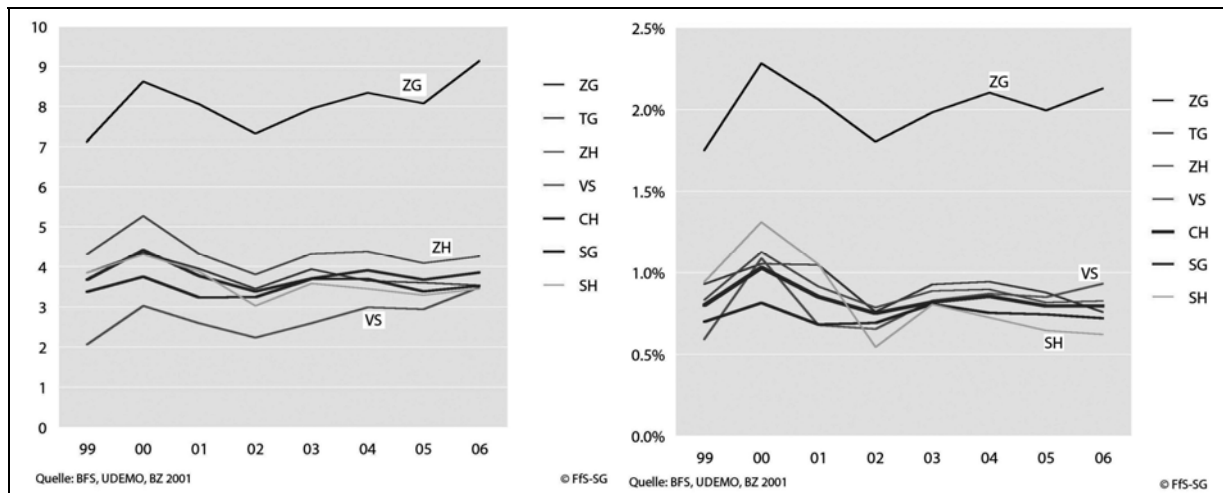


Abbildung 2: Neugründungen je 100 bestehende Unternehmen 2001 (links) und Anteil der gründungsinduzierten Beschäftigung an der Gesamtbeschäftigtenzahl 2001 (rechts), ausgewählte Kantone, CH

Dementsprechend hoch ist auch der gründungsinduzierte Beschäftigungseffekt im Kanton Zug: die acht Gründungsjahrgänge hatten im jeweiligen Gründungsjahr einen Anteil an der Gesamtbeschäftigung (Bezugsjahr 2001) von durchschnittlich zwei Prozent. In den fünf anderen Kantonen war dieser Anteil im Durchschnitt weniger als halb so hoch. Auffällig ist, dass der Kanton Wallis bezüglich des gründungsinduzierten Beschäftigungsbeitrags nicht mehr so deutlich am unteren Ende liegt wie bei den reinen Gründungszahlen. Das heisst, dass im Wallis zwar relativ weniger Gründungen erfolgen als in den anderen Kantonen, diese aber überdurchschnittlich viele Beschäftigte haben.

## 2.2 Gründungsdynamik im kleinräumigeren Vergleich

Was im interkantonalen Vergleich möglich ist, lässt sich dank der Variablen zur Sitzgemeinde der Gründungen auch auf noch tieferen räumlichen Ebenen analysieren – z. B. im Städte-Vergleich oder auf Ebene unterkantonomer Regionen wie der der Wahlkreise des Kantons St. Gallen. Auch bei solchen Vergleichen zeigen sich deutliche räumliche Unterschiede in der Gründungsdynamik. Allerdings fällt auf, dass das Bild nicht ganz überraschend sehr volatil wird, weil Einzelereignisse einen grösseren Einfluss entfalten und damit Aussagen zu systematischen Unterschieden schwierig werden. Hier wäre es gegebenenfalls empfehlenswert, von einer jahresweisen Betrachtung abzugehen und die Daten eines längeren Zeitraums aggregiert zu betrachten.

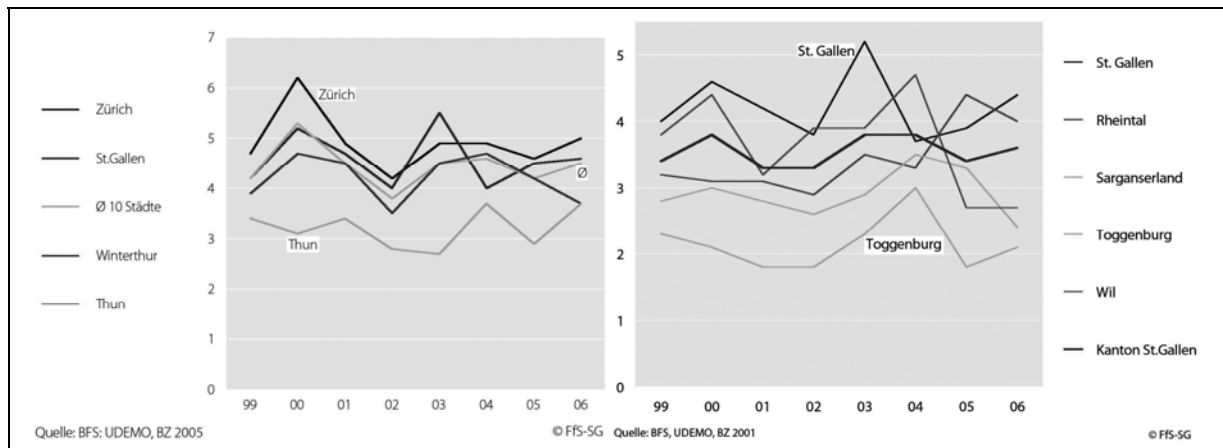


Abbildung 3: Neugründungen je 100 bestehende Unternehmen 2005 bzw. 2001, ausgewählte Städte und Durchschnitt der 10 grössten Städte der Schweiz (links), ausgewählte Wahlkreise des Kantons St. Gallen (rechts)

### 3 Charakteristika der Neugründungen und der induzierten Beschäftigung

Im Folgenden soll etwas vertiefter betrachtet werden, durch welche Merkmale die Neugründungen und die von ihnen geschaffene Beschäftigung charakterisiert sind. Räumlich erfolgt hierbei eine Konzentration auf das Neugründungsgeschehen im Kanton St. Gallen, dem vereinzelt gesamtschweizerische Ergebnisse gegenübergestellt werden.

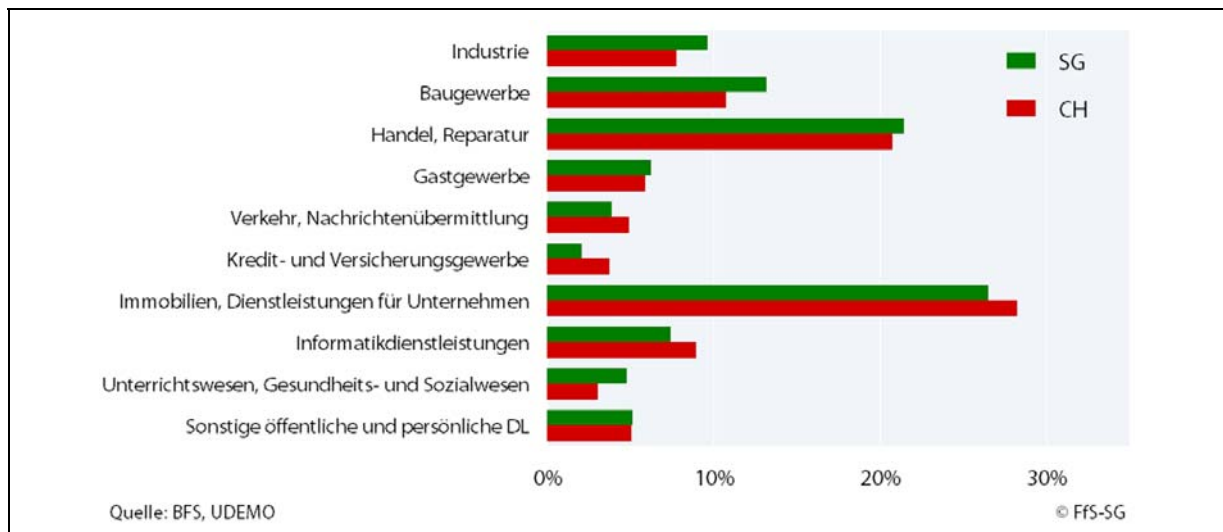


Abbildung 4: Anteil der Branchen am Beschäftigungsbeitrag der Gründungen 1999-2006 (Summe der Beschäftigten im Gründungsjahr), SG und CH

Betrachtet man, wie sich die Gesamtzahl der Beschäftigten in den Neugründungsjahrgängen 1999 bis 2006 (Summe der Beschäftigten im Gründungsjahr) auf die Branchen verteilt, so zeigt sich die überragende Bedeutung des Dienstleistungsbereichs, auf den im Kanton St. Gallen fast 80 Prozent der neuen Beschäftigungsverhältnisse entfielen. Unter den Dienstleistungsbranchen sticht vor allem der Bereich Immobilien, Dienstleistungen für Unternehmen mit einem Anteil am Beschäftigtentotal von mehr als 25 Prozent ins Auge.

Im Vergleich mit den gesamtschweizerischen Werten fällt auf, dass den eher traditionellen Branchen Industrie, Bau, Handel sowie Gastgewerbe im Kanton St. Gallen eine vergleichsweise hohe Bedeutung für die gründungsindizierte Beschäftigung zukommt.

Abbildung 5 zeigt, wie sich die gründungsindizierte Beschäftigung der Jahre 1999 bis 2006 im Kanton St. Gallen auf die Unternehmensgrössenklassen (in Vollzeitäquivalenten = rechnerischen Vollzeitstellen) verteilt. Hier offenbart sich, dass das Gros der in Neugründungen arbeitenden Beschäftigten auf die Neugründungen mit weniger als fünf rechnerischen Vollzeitstellen entfällt. Der Beschäftigungsbeitrag der Gründungen mit weniger als einer rechnerischen Vollzeitstelle ist etwa gleich hoch wie der in den sehr grossen Gründungen mit zehn und mehr rechnerischen Vollzeitstellen. Allerdings ist zu beachten, dass sich hinter der kleinsten Grössenklasse jährlich jeweils gut 100 Neugründungen verbergen, während die sehr grossen Gründungen in allen Jahren an zwei Händen abzuzählen waren. Letztendlich machen diese Zahlen deutlich, warum grosse Gründungen ein so beliebter Ansatzpunkt politischen Handelns sind – lassen sich doch über die Betreuung einiger weniger Unternehmen recht hohe und auch öffentlichkeitswirksame Beschäftigungswirkungen generieren.

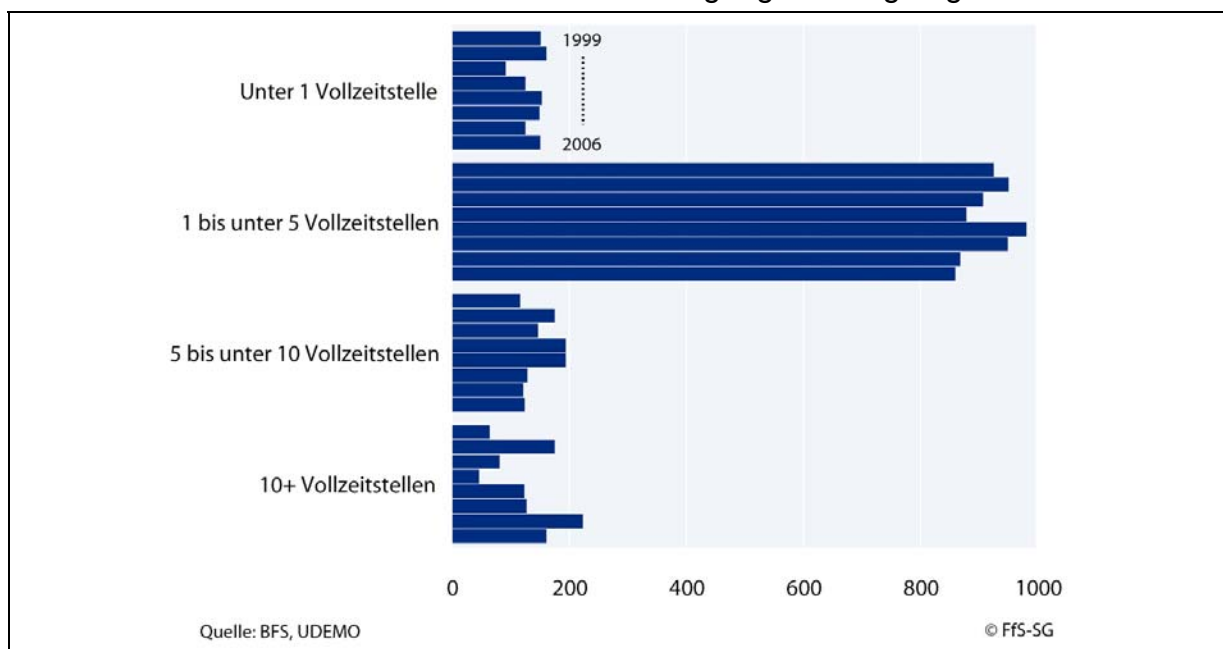


Abbildung 5: Beschäftigungsbeitrag der Neugründungen nach Unternehmensgrösse (in Vollzeitäquivalenten), SG 1999–2006

Abbildung 6 greift abschliessend den Aspekt des Beschäftigungsumfangs auf. Im linken Teil zeigt sich der zwar vergleichsweise niedrige Beschäftigungsbeitrag des sekundären Sektors. Allerdings arbeitet dort ein deutlich höherer Anteil der Beschäftigten in Vollzeit, während im Dienstleistungssektor etwa 50 Prozent der Beschäftigten in Teilzeit arbeiten.

Wie profitieren Männer und Frauen von den durch Neugründungen geschaffenen Arbeitsplätzen? Auf Basis der Abbildung 6 (rechts) ist zu konstatieren, dass es hierin gravierende Unterschiede gibt. Während der Jahre 1999 bis 2006 wurde die weit überwiegende Anzahl der Arbeitsplätze im Jahre der Gründung mit Männern besetzt. Das beruht alleine auf der Besetzung der Vollzeitstellen, wo vier von fünf Stellen Männern zugute kamen. Anders verhält es sich bei den Teilzeitstellen, die fast ausgewogen mit Männern und Frauen besetzt wurden. Bei den Frauen kommt den Teilzeitstellen damit eine grössere Bedeutung als den Vollzeitstellen zu.

Ein Grund für diese gravierenden geschlechterspezifischen Unterschiede mag darin bestehen, dass Unternehmensgründungen immer noch eine Männerdomäne darstellen und sich aus der Mitarbeit des männlichen Gründers in den Kleinst- und Klein-Gründungen schon deswegen ein gewisser Überschuss der mit Männern besetzten Arbeitsplätze ergibt. Und in der Tat ergibt sich bei näherer Analyse, dass der Männeranteil bei den kleinen Gründungen höher liegt und mit zunehmender Unternehmensgrösse abnimmt.

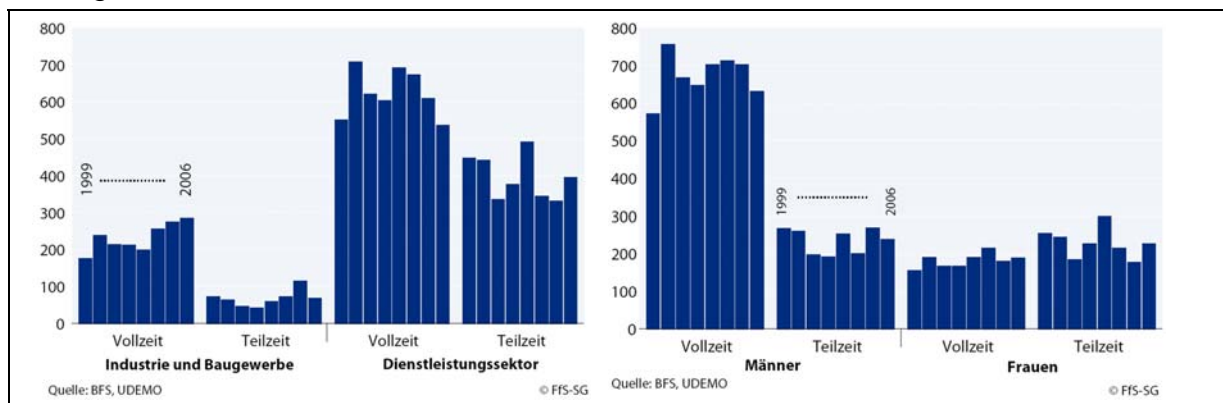


Abbildung 6: Beschäftigungsbeitrag der Neugründungen nach Beschäftigungsumfang und Sektoren (links) und Geschlecht (rechts), SG 1999-2006

#### 4 Analysepotenzial von UDEMO

Das Analysepotenzial von UDEMO lässt sich eigentlich kaum überschätzen. Mit dieser Statistik verfügt die Schweiz unter anderem über ein zeitlich, räumlich und strukturell hoch differenziertes Abbild des Gründungsgeschehens und der induzierten Beschäftigungseffekte, das sich im internationalen Vergleich mehr als sehen lässt. Sein ganzes Potenzial entfaltet UDEMO allerdings erst im Zusammenspiel mit dem Betriebs- und Unternehmensregister des BFS und den Eidg. Betriebszählungen.

Dieses Zusammenspiel ermöglicht es, im Rhythmus der Betriebszählungen die Entwicklung von Gründungskohorten weiter zu verfolgen. Neben der Berechnung von Überlebensraten lässt sich auf dieser Basis beispielsweise auch beobachten, wie sich der gründungsinduzierte Beschäftigungseffekt der Kohorten durch Beschäfti-

gungswachstum und -abbau oder spätere Unternehmensschliessungen über die Zeit verändert (vgl. Abbildung 7). Prinzipiell liessen sich sogar einzelne Unternehmenshistorien nachzeichnen. In methodischer Hinsicht böten sich damit hochinteressante Möglichkeiten zum Einsatz des breiten Instrumentariums panelanalytischer Auswertungsmethoden (vgl. z.B. Hsiao 2003).

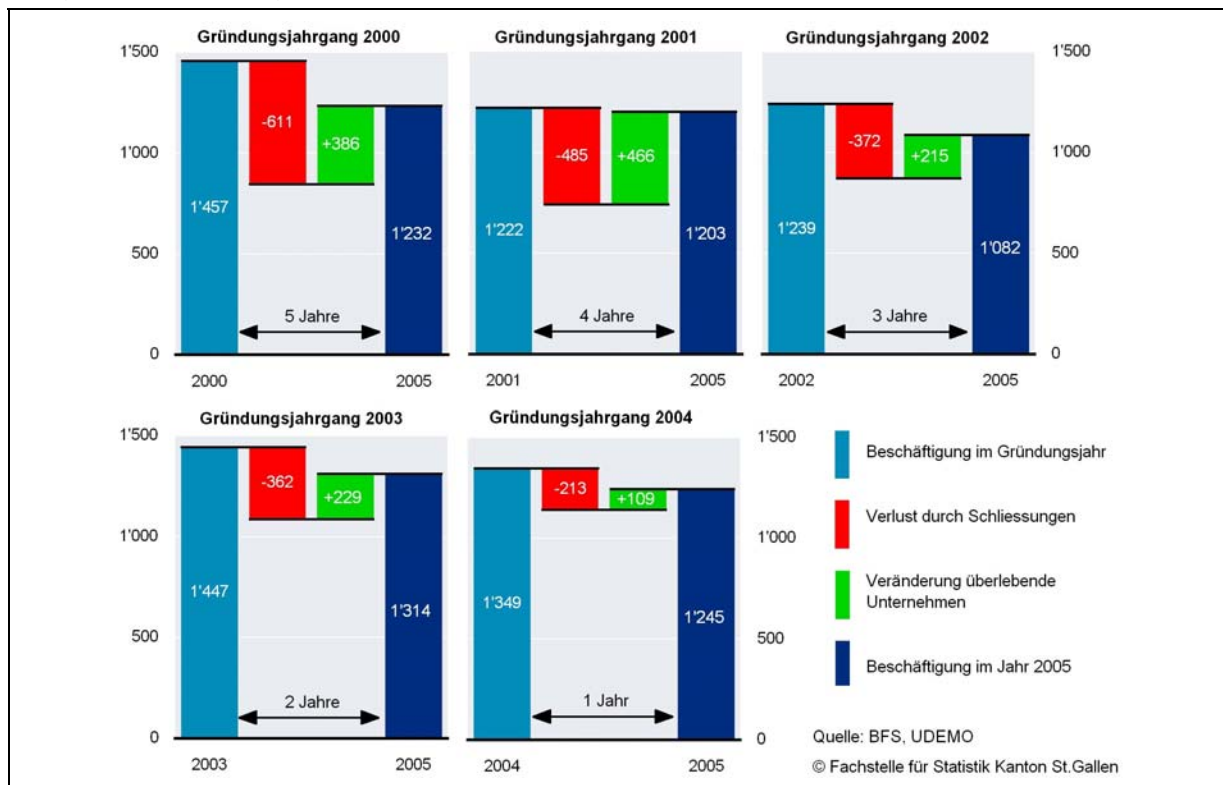


Abbildung 7: Entwicklung der Anzahl rechnerischer Vollzeitstellen der Gründungen in den Jahren 2000-2004 zwischen dem Gründungsjahr und dem Jahr 2005, SG

Heute zwar noch Zukunftsmusik, dank aktueller Entwicklungen wie dem Grossprojekt der Registerharmonisierung aber durchaus realisierbar, ist eine Geokodierung der UDEMO-Datensätze. Hierdurch liesse sich gerade für die grösseren Städte ein räumlich noch differenzierteres Bild des Gründungsgeschehens zeichnen – bei freier Wählbarkeit der untersuchungsadäquaten räumlichen Ausschnitte.

Hingewiesen werden muss abschliessend aber auch auf ein aktuelles Defizit von UDEMO. Anders als für die Neugründungen kann für die Unternehmensschliessungen bisher die räumliche Dimension der Beschäftigungseffekte nur verzerrt abgebildet werden. Bei einer Unternehmensschliessung wird der resultierende Beschäftigungsverlust nämlich der Sitzgemeinde der Unternehmenszentrale zugeschrieben, was bei Unternehmen mit mehreren räumlich verteilten Betriebsstätten die Realität nur sehr unzureichend widerspiegeln kann.

**Literatur**

Benson, L. (2006). Neugründungen und Schliessungen von Unternehmen – Der Kanton St. Gallen im inter- und intrakantonalen Vergleich, 1999 bis 2004 (= Statistik Aktuell, Nr. 12). St. Gallen: Fachstelle für Statistik.

Benson, L. (2007). Neugründungen und Schliessungen von Unternehmen – Die Stadt St. Gallen im interstädtischen Vergleich, 1999 bis 2004 (= Stadtstatistik Aktuell, Nr. 4). St. Gallen: Fachstelle für Statistik.

Benson, L. (2008). Neugründungen von Unternehmen – Die Stadt St. Gallen im interstädtischen Vergleich, 1999 bis 2006 (= Stadtstatistik Aktuell, Nr. 7). St. Gallen: Fachstelle für Statistik.

Grossi, A. (2005). Grundlagen und Methoden – Statistik zur Unternehmensdemografie. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.

Hsiao, C. (2003). Analysis of Panel Data, 2<sup>nd</sup> ed. Cambridge: University Press.



## Diskussionsrunden zu Teil 1 und 2

### Runde 1

Jürg Inderbitzin (Diskussionsleitung), Joëlle Zimmerli (Diskussionsfazit)

Zur Angebots- und Nachfrageseite der regionalen Arbeitsmärkte diskutiert die Gruppe zunächst die technischen Möglichkeiten bestehender Daten. Danach folgt eine inhaltliche Diskussion zum Nutzen multilokal Wohnender für den ländlichen Raum.

### Die Möglichkeiten der Volkszählungs- und UDEMO-Daten

Pendlerdaten sind wichtige Indikatoren für den Nachweis funktionaler Verflechtungen und erfreuen sich einer grossen Nachfrage. Sie zeigen auf, welche Standorte attraktiv für Arbeitsnehmende sind und wohin es Berufstätige aus den Wohngemeinden zieht. Bisher wurde das Pendlerverhalten alle zehn Jahre mit der Volkszählung erhoben. In der Diskussionsgruppe werden grosse Bedenken geäussert, was nach der Absetzung der Volkszählung passiert. Kann der Verlust der Daten mit der Betriebszählung aufgefangen werden? Müssen ab 2010 aufwändige Primärerhebungen gemacht werden? Oder könnten Direktanbieter weiter helfen?

Als Weiteres interessiert die Frage, ob die UDEMO-Daten Aussagen über den soziodemographischen Hintergrund der Beschäftigten machen können. In der EU besteht der Trend zur Erhebung solcher Daten, in der Schweiz hingegen ist der Aufwand zur Anpassung des Fragebogens bisher noch als zu hoch eingeschätzt worden.

Es wird festgestellt, dass mit den UDEMO-Daten individuelle Unternehmenshistorien nachverfolgt werden können. So kann beispielsweise nachgewiesen werden, wo Unternehmen ursprünglich gegründet wurden. Damit kann sichtbar gemacht werden, wo sich innovative „Herde“ befinden – sowohl im städtischen als auch im ländlichen Raum.

### Die Integration multilokal Wohnender in den ländlichen Raum

Die Ausgangsfrage zum zweiten Teil der Diskussion lautet:

- Welche Massnahmen müssen ländliche Gemeinden ergreifen, damit sie zum attraktiven Wohnort für multilokal Wohnende werden und so von ihnen profitieren können?

Zunächst wird festgehalten, dass multilokal Wohnende nicht als homogene Gruppe verstanden werden dürfen. Es müssen einzelne Zielgruppen mit unterschiedlichen Bedürfnissen identifiziert werden. Eine wichtige Annahme für die Diskussion ist, dass ländliche Gemeinden vor allem dann profitieren, wenn sie die multilokal Wohnenden in das Gemeinschaftsleben integrieren.

Die Attraktivität des ländlichen Raumes als Wohnort für multilokal Wohnende besteht in der hohen Lebensqualität. Ausserdem suchen Unternehmen zunehmend dezentralere Zentren als Standorte aus, damit ihre Angestellten sich in den umliegenden Gemeinden einrichten und nicht nach kurzer Zeit von der Konkurrenz wieder abgeworben werden. Multilokal Wohnende sind oft hochqualifiziert. Eine soziale Gruppe,

die in der Regel stärker am gesellschaftlichen und politischen Leben teilnimmt als tiefer Qualifizierte. Damit sich Nomaden vor Ort einrichten können, sollte ihnen die Wohngemeinde also bestimmte Rahmenbedingungen einrichten. Dies reicht vom Anschluss an ein leistungsfähiges Internet bis hin zu politischen Mitsprachemöglichkeiten für alle.

Es wird festgehalten, dass für die Integration der multilokal Wohnenden erschwerend wirkt, wenn sie im ländlichen Raum den temporären Rückzug suchen. Was unterscheidet sie dann noch von den jeher bekannten Städtern mit Zweitwohnsitz auf dem Land? Multilokal Wohnende können durchaus Ressourcen in den ländlichen Raum bringen und damit eine attraktive Zielgruppe sein. Ländliche Gemeinden sollten sich jedoch nicht zu stark auf sie abstützen. Denn genau so schnell wie sie gekommen sind, sind sie oft auch wieder weg.

## *Runde 2*

*Stefan Bruni/Hannes Egli (Diskussionsleitung), Myriam Baumeler (Diskussionsfazit)*

### **Multilokales Wohnen**

Multilokales Wohnen ist schwierig, quantitativ zu erfassen. Ein wesentliches Problem ist vor allem auch die Definition des wirtschaftlichen und des ständigen Wohnsitzes. Heutzutage haben Personen oftmals mehrere gleichberechtigte Wohnsitze und nicht mehr einfach einen Arbeitswohnort zusätzlich zum Hauptwohnort. Wie könnte die Statistik auf dieses Problem reagieren?

Die Zahl der Zweitwohnsitze zwischen 1990 und 2000 ist in den Städten merklich angestiegen. Schätzungsweise müssen diese Werte noch um eine relativ hohe, nicht darin enthaltene Dunkelziffer (Appartements, wohnen bei Freunden etc.) nach oben korrigiert werden, so dass die Anzahl der Personen, die multilokal wohnen, in der Realität noch um einiges höher ist, als die Daten angeben. Durch multilokales Wohnen erweitern sich die Pendlerdistanzen markant, dafür werden die täglichen Pendlerströme umso mehr reduziert.

Bei der Beratung von Gemeinden sollte multilokales Wohnen vermehrt thematisiert werden, da Zweitwohnsitze sich auf das Steuersubstrat negativ auswirken. In diesem Zusammenhang würde auch interessieren, inwiefern sich Personen mit zwei Wohnsitzen am einen oder anderen Ort integrieren und engagieren.

### **Urban Renaissance**

Korrekterweise müsste man beim multilokalen Wohnen auch von einer ländlichen Renaissance sprechen. Ein Zweitwohnsitz an einem urbanen Arbeitsort ermöglicht es, einen Hauptwohnsitz im ländlichen Raum aufrecht zu erhalten, was vor allem bei Wohneigentum von Bedeutung ist.

Multilokales Wohnen kann somit auch als Chance für den ländlichen Raum betrachtet werden. Dank multilokalem Wohnen wandern weniger Leute berufsbedingt in Städte oder deren Agglomerationen ab, sondern belassen den Hauptwohnsitz der Familie im ländlichen Gebiet und haben am Arbeitsort einen kleinen Zweitwohnsitz.

Die Urban Renaissance ist im Prinzip ein Übergangsphänomen, da Konversionsflächen und günstige Räume für Kreative in Städten immer knapper werden und die Kreativen vermehrt in die Agglomeration abwandern. Der „Hype“ der 90er-Jahre stagniert zusehends, in den Städten ist eine Abnahme an kreativen Betrieben und Beschäftigten festzustellen. Die Kreativwirtschaft bleibt jedoch aufgrund der Agglomerationsvorteile trotzdem ein städtisches Phänomen.

## **Kreativwirtschaft**

Im Gegensatz zur Kulturwirtschaft, die vor allem auch durch öffentliche Gelder unterstützt wird, werden hier unter Kreativwirtschaft privatwirtschaftliche Unternehmen mit kreativen Dienstleistungen und Produkten verstanden.

Der Beschäftigungsanteil in der Kreativwirtschaft ist generell grösser als der Wertschöpfungsanteil. Da könnte man die Vermutung anstellen, dass die Core Creatives viel mehr als Kulisse für die Creative Professionals dienen, als einen wichtigen wirtschaftlichen Faktor darstellen.

Angesichts der zunehmenden Standortkonkurrenz denken und reagieren viele Städte unternehmerischer als früher. Rein aufgrund der Wertschöpfung ist die Förderung der Kreativwirtschaft in der Stadtentwicklung fraglich, auf der Beschäftigungsseite kann die Kreativwirtschaft jedoch einen wichtigen Beitrag leisten.

Zudem werden die Dienstleistungen von Kreativen gerade in den Bereichen Werbung und Design relativ intensiv von Unternehmen genutzt. Auch architektonische Leuchtturmprojekte sind sowohl für den Tourismus als auch die Zuwanderung von Unternehmen und Talenten bedeutend (z. B. Allianz-Arena in München). Die wirtschaftlichen Effekte der Kreativwirtschaft sind somit vor allem indirekt.

Während die Creative Professionals vor allem grössere Städte mit vielfältigen kulturellen Angeboten bevorzugen, ist für die Core Creatives die Verfügbarkeit von günstigen und flexiblen Räumen sehr wichtig. Für beide Gruppen ist es jedoch wichtig, nahe bei kaufkräftigen KonsumentInnen und Firmen zu sein.

Das Vorhandensein von Kreativen und eine hohe Lebensqualität bedingen sich gegenseitig. Wie beim „Huhn-Ei-Problem“ fragt es sich jedoch, was jeweils zuerst da gewesen ist bzw. inwieweit die Creative Class Trägerin der Entwicklung einer Region/Stadt sein kann bzw. ob die Stärkung der Creative Class als Politikinstrument für eine wirtschaftliche Entwicklung verwendet werden kann. Bei diesen Fragen besteht noch einiges an Forschungsbedarf.

Mit dem 3T (Talent-Tolerance-Technology) Prinzip versuchte Richard Florida die unterschiedliche Dynamik und wirtschaftliche Stärke von verschiedenen Regionen zu erklären. Ausser bei den Bohemiens (= Core Creatives) ist die Korrelation der 3T's jedoch nicht immer auf direkte Kausalitäten zurückzuführen. Da sich die Untersuchungen von Richard Florida auf Metropolitanräume in den USA beziehen, dürften seine Resultate nicht direkt auf den viel kleineren Massstab der Schweiz übertragbar sein.

## **Unternehmensdemografie UDEMO**

Die Vollerhebung und der öffentliche Zugang von UDEMO Daten bis auf die Gemeindeebene sind sehr wertvoll und werden von verschiedenen wissenschaftlichen Institutionen und Beratungsunternehmen sehr geschätzt. Das Potenzial dieser Datenbank – vor allem bei einer konsequenten Weiterführung bzw. Ausbau – ist sicherlich sehr gross, aber wohl noch zu wenig bekannt.

**Teil 3**  
**Regionale Ausprägungen von Arbeitsmärkten**



## **Die Region als befristetes territoriales Projekt: Regionale Arbeitsmärkte als Schlüsselgrösse**

*Referat von Manfred Perlik*

### **1 Einleitung**

Regionalentwicklung tendiert nicht – wie von manchen ökonomischen Denkschulen vertreten – nach Ausgleich. Vielmehr werden räumliche Unterschiede und ungleiche Entwicklung beständig perpetuiert. Allerdings ist das Ausmass dieser ungleichen Entwicklung Veränderungen unterworfen. Während einer vergleichsweise kurzen Zeitspanne in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts war die territoriale Polarisierung auf den Ebenen der einzelnen Nationalstaaten in Europa weitgehend zurückgebunden. Seit Ende der 1990er-Jahre nimmt diese Polarisierung in der Schweiz, aber auch in den anderen Staaten, wieder zu, verbunden mit einem neuartigen Wettbewerb zwischen den Metropolregionen. Arbeitsmärkte sind in dieser Situation Schlüsselgrössen. Ihre Grösse, ihre Spezialisierung, die konkrete Ausprägung und Qualität des vertretenen Branchenspektrums entscheiden sowohl auf der Anbieterseite wie auf der Nachfragerseite über die langfristige Attraktivität der betreffenden Region. Aus regionalwissenschaftlicher Perspektive muss hier die Definition umgekehrt werden: Nachfrager auf dem Arbeitsmarkt sind hier sowohl die Arbeit Suchenden als auch die Unternehmen, die Arbeitskräfte einstellen wollen. Anbieter auf dem Arbeitsmarkt ist die gegebene „Region“ als die Gesamtheit aller sozialen Akteure und Entscheidungsträger, die durch ihr tägliches Handeln „Region“, „Raum“ oder „Territorium“ produzieren. Wenn Wettbewerb und Kooperation zwischen den regionalen Akteuren langfristig konstruktiv verlaufen (was vorübergehende Konflikte ausdrücklich einschliesst), dann entsteht ein breit gefächertes Arbeitsmarkt, der sowohl für die Suchenden (Arbeitsplatzbesitzer und -anbieter) als auch für die Region als Anbieter attraktiv ist: für die Arbeitsplatzbesitzer und -anbieter, weil sie suchen und finden, für die Region, weil sie längerfristig als Arbeitsmarkt gefragt ist. „Attraktiv“ bedeutet dabei nicht nur die Tatsache, einen Arbeitsplatz oder eine Fachkraft gefunden zu haben, sondern auch, wie das Spektrum der Arbeitsplätze und Fachkräfte am gegebenen Ort zusammengesetzt ist. Dies wiederum ist nicht nur von der Lohnhöhe abhängig sondern auch, wie sich die Berufsbeschreibungen in das gesellschaftliche Umfeld einpassen, welches Image sie haben, wieweit sie mit der lokalen Tradition kompatibel sind und welche Zukunftsperspektiven sie in einem tendenziell unsicheren Umfeld haben. Daraus folgt, dass es sowohl für die Region als auch für die einzelnen Akteure von Interesse ist, dass in der Region nicht nur die „schlechten Arbeiten“ ansässig sind, d.h. Branchen mit niedrigen Qualifikationsanforderungen. Umgekehrt ist es ebenso ungünstig, wenn weniger hoch qualifizierte Arbeitskräfte fehlen bzw. keine Arbeitsplätze vorhanden sind. Weil das Vorhandensein von Arbeitstätigkeit vor Ort über die Lebendigkeit einer Gemeinde oder Region entscheidet und die Freiheitsgrade des eigenen Handelns erhöht, reicht es nicht aus, Reichtum (aus Umverteilung oder Einwohnersteuern) zu verwalten. Unter diesem Gesichtspunkt muss eine Region, d.h. ihre Entscheidungsträger, alles daran setzen, Gewerbe am Ort zu erhalten. Weil mit Fehlentscheidungen eigene Potenziale auch vernichtet werden können, müssen die Regionen zugleich dafür sorgen dass dieses „gut“ für die Region ist: das heisst attraktiv für Zuzüger, passend zum bestehenden Wissensstand und mit Mög-

lichkeiten der regionalen Verankerung. Letzteres spricht angesichts immer beschleunigter Mobilität bei Standortentscheidungen eher für vorhandene Branchen als für neue. Unabhängig davon stellt sich gleichwohl die Frage, ob ein solches Vorgehen, selbst wenn alles richtig gemacht wurde, den Erfolg garantiert. Desweiteren stellt sich die Frage nach der Langfristigkeit. Deswegen soll zunächst kurz auf die aktuell beobachtbaren raumrelevanten Prozesse eingegangen werden.

## **2 Zwei Makrotendenzen der Raumentwicklung: Metropolen und Parks**

### **2.1 Erste Makrotendenz „Metropolisierung“**

Nach einer Phase ausgeglichener Regionalentwicklung, die in den 1990er-Jahren zu Ende ging (Schuler/Perlik/Pasche 2004), nimmt auch in Europa die Metropolisierung zu. Dieser Prozess ist gekennzeichnet durch:

- Weitere Abtrennung der Dienstleistungsfunktionen aus den güterproduzierenden Unternehmen des Zweiten Sektors, Ausdifferenzierung der hochrangigen Dienstleistungen, globale räumliche Arbeitsteilung zwischen Entscheidungsregionen und Ausführungsregionen mit Konzentration der hochrangigen Dienstleistungen in den Kernstädten der Metropolitanregionen.
- Integration der ländlichen Räume als periurbane Wohnzonen in nahe Metropolräume. Regionen ohne internationales Zentrum und ohne klares Profil verlieren an Bedeutung.
- Bei der Neuansiedlung von internationalen Firmen sind Metropolitanregionen bevorzugt. Auf lange Sicht erweisen sich die grossen Städte im Vergleich zu anderen Regionstypen als resilienter auch wenn sie kurzfristig in Krisensituationen stärker getroffen werden als die ländlichen Räume.

### **2.2 Zweite Makrotendenz „Freizeitlandschaften“**

- Der traditionelle Bergtourismus durchläuft derzeit eine Krise. Die besten Chancen haben dabei Zwei-Saison Destinationen für Sommer und Wintertourismus. Mit der Ausdehnung auf vermietete Ferienwohnungen soll die Tourismusbranche produktiver werden. Dennoch werden viele ältere Hotels in Apartments umgebaut.
- Die Umwandlung des Berggebietes in Freizeitlandschaften geht mit der Zunahme des multilokalen Wohnens einher. Diese Tendenz entsteht aus den neuen Möglichkeiten verbesserter Erreichbarkeit, des ortsunabhängigen Arbeitens, der Alterung der Gesellschaft und der Zunahme der Freizeit. Es ist möglich, dass diese Tendenz den klassischen Tourismus verdrängt und andere Dienstleistungen hervorbringt.
- Gebiete ohne touristische Tradition wandeln sich zu Parks, UNESCO-Biosphären-Reservate mit landwirtschaftlich-handwerklicher Ausrichtung.



- Gebiete ohne ein klares wirtschaftlich-kulturelles oder landschaftlich aussergewöhnliches Profil riskieren die Gebietsaufgabe. Hier findet mit der Wiedereinführung von Bär und Wolf eine Art „Retro-fitting“ statt.

### **3 Arbeitsmärkte als Schlüsselgrösse heutiger Agglomerationsvorteile**

Die oben beschriebenen Entwicklungen sind für die Schweiz vielfach empirisch belegt (z. B. Schuler/Perlik/Pasche 2004, Schuler/Dessemontet et al. 2007); sie können für Europa verallgemeinert werden. Die Gründe für die Stärke der Metropolitanregionen liegt darin, dass sie mehrere ökonomische Produktionssysteme haben, die jeweils für sich und im Verbund gross genug sind, um Risiken zu mindern. Städte wirken insofern als Pufferungssystem, als sie die Unsicherheiten bei Arbeitsplatzverlusten abfedern, weil durch die intensiveren Sozialkontakte die notwendigen Informationen über neue Beschäftigungsmöglichkeiten (oder neue Mitarbeiter) vorhanden sind. Diese Vorteile sind unter den Bedingungen immer kürzerer befristeter Aufträge besonders wichtig. Die besonders hohe Interaktionsdichte der Metropolregionen verschafft diesen spezifische Vorteile. Metropolregionen haben per Definition mehrere Produktionssysteme mit verschiedenen Arbeitsmärkten, was für alle Akteure (Beschäftigte, Unternehmen, Gemeinwesen) Vorteile gegen Unsicherheiten und Krisen bietet. Dadurch sind – unter heutigen Bedingungen – die Städte resilienter.

Dies führt dazu, dass bei Firmen, die den Standort wechseln oder ihre Fokussierung ändern, dorthin gehen, wo bereits Unternehmen mit ähnlicher Ausrichtung angesiedelt sind. So wechselte das Chemieunternehmen Solvay, das zurzeit den Umstieg von der Massenchemie in die Biotechnologie vollzieht, letztes Jahr für den Aufbau ihrer Pharmasperte aus Deutschland in die Region Basel in die Nähe bestehender Start-up-Unternehmen der Biotechnologie. Dabei spielen der spezialisierte Arbeitsmarkt sowie die Möglichkeit, regional vorhandenes branchenspezifisches Wissen aufzunehmen, die Hauptrolle. Metropolitanregionen haben zudem die gesamte Bandbreite an Funktionen (Zentralitätsüberschuss), sie sind auf grossen Märkten tätig und haben auch dadurch attraktive Arbeitsmärkte.

Dünnbesiedelte Regionen sind gegenüber diesen Vorteilen grundsätzlich benachteiligt. Weder finden die Unternehmen leicht qualifizierte Arbeitskräfte, noch finden Schul- oder Hochschulabgänger einfach eine ihrer Ausbildung entsprechende Beschäftigung, abgesehen von den typischen Managementtätigkeiten in Tourismusregionen. Dementsprechend lauten auch die empfohlenen Regionalentwicklungsstrategien zumeist: Tourismus oder Wohnen.

Durch verbesserte Erreichbarkeit werden auch dünn besiedelte Gebiete an grossräumige Arbeitsmärkte angeschlossen und in grössere Agglomerationen oder Metropolitanregionen integriert. Für bestehende Produktionsstätten mit grossem Flächenbedarf erweist sich dann ein Standort am Rand – aber innerhalb einer Agglomeration – durchaus als Vorteil. Durch das Aufbrechen der Fragmentierung gewinnen Agglomerationen Grössenvorteile und behalten zunächst ihre Spezialisierung als spezifische Agglomerationsvorteile. Diese Charakteristiken erzeugen die äussere Wahrnehmung, sorgen für Attraktivität, Zuzug und Wachstum der Agglomeration. Dies erweitert die Märkte der Unternehmen und die Möglichkeiten der Beschäftigten der

Region. Allerdings entwickeln sich jetzt auch Gegenteilstendenzen und setzt die betreffenden Akteure globalem Wettbewerbsdrucks und höherer Mobilität aus. Das bisherige Produktionssystem wird grundsätzlich in Frage gestellt: durch Abwerbung von Schlüsselpersonen, durch Eindringen neuer Akteure, durch Betriebsaufgaben mit dem Aufkauf durch transnationale Unternehmen und dem Verlust von Wissensmonopolen. Das bisherige Produktionssystem wird fragil. Diese Entwicklung haben zahlreiche italienische Unternehmen durchlaufen, die in den 1970er und 80er-Jahren aufgrund ihrer innovativen Milieus als äusserst krisenresistent galten.

#### **4 Glarus**

Der Kanton Glarus ist gekennzeichnet durch Armut im Agrarzeitalter, was frühzeitig zu Auswanderung und fremden Diensten geführt hat (14. - Mitte des 17.Jh.). Seit dem 18. Jh. markiert Glarus die Industrialisierung der Schweiz mit Einsetzen der Protoindustrie in der Textilherstellung. Die „ursprüngliche Akkumulation“ geschah hier auf der Basis des vor allem im Handel mit Söldnern erworbenen Kapitals, das von den Vermittlern („Militärunternehmer“) in der Heimat reinvestiert wurde sowie durch den Handel mit anderen Exportprodukten. 1861 wurde Glarus nach einem Brand neu aufgebaut. Mit dem Aufbau der Textilindustrie im 19. Jh. sowie anderer Industrien im 20. Jh. war Glarus eine der am stärksten industrialisierten Gegenden der Schweiz.

Die kurze Skizzierung der Industriegeschichte von Glarus zeigt, dass diese Region in den vergangenen Jahrhunderten beständigen Veränderungen und Neuausrichtungen der wirtschaftlichen Entwicklung unterworfen war, gleichzeitig aber auch, dass eher eine Weiterentwicklung als ein Bruch des Entwicklungspfades zu beobachten ist. Heute ist die Textilindustrie weitgehend verschwunden, an ihre Stelle sind Spezialmaschinenbau, pharmazeutische Industrie und andere KMUs getreten. In den 1990er-Jahren war Glarus durch einen dramatischen Bevölkerungsverlust (heute: ca. 45'000 Einwohner) gekennzeichnet. Die Zahl der Arbeitsplätze blieb jedoch stabil und stieg in den letzten Jahren sogar, so dass Glarus auch einen beträchtlichen Einpendlerstrom aufweist.

#### **5 Der industrielle Entwicklungspfad – Ein anachronistischer Weg?**

Die Region Glarus will an ihrem industriellen Pfad festhalten. Ist diese Strategie angesichts der beschriebenen Prozesse nicht anachronistisch?

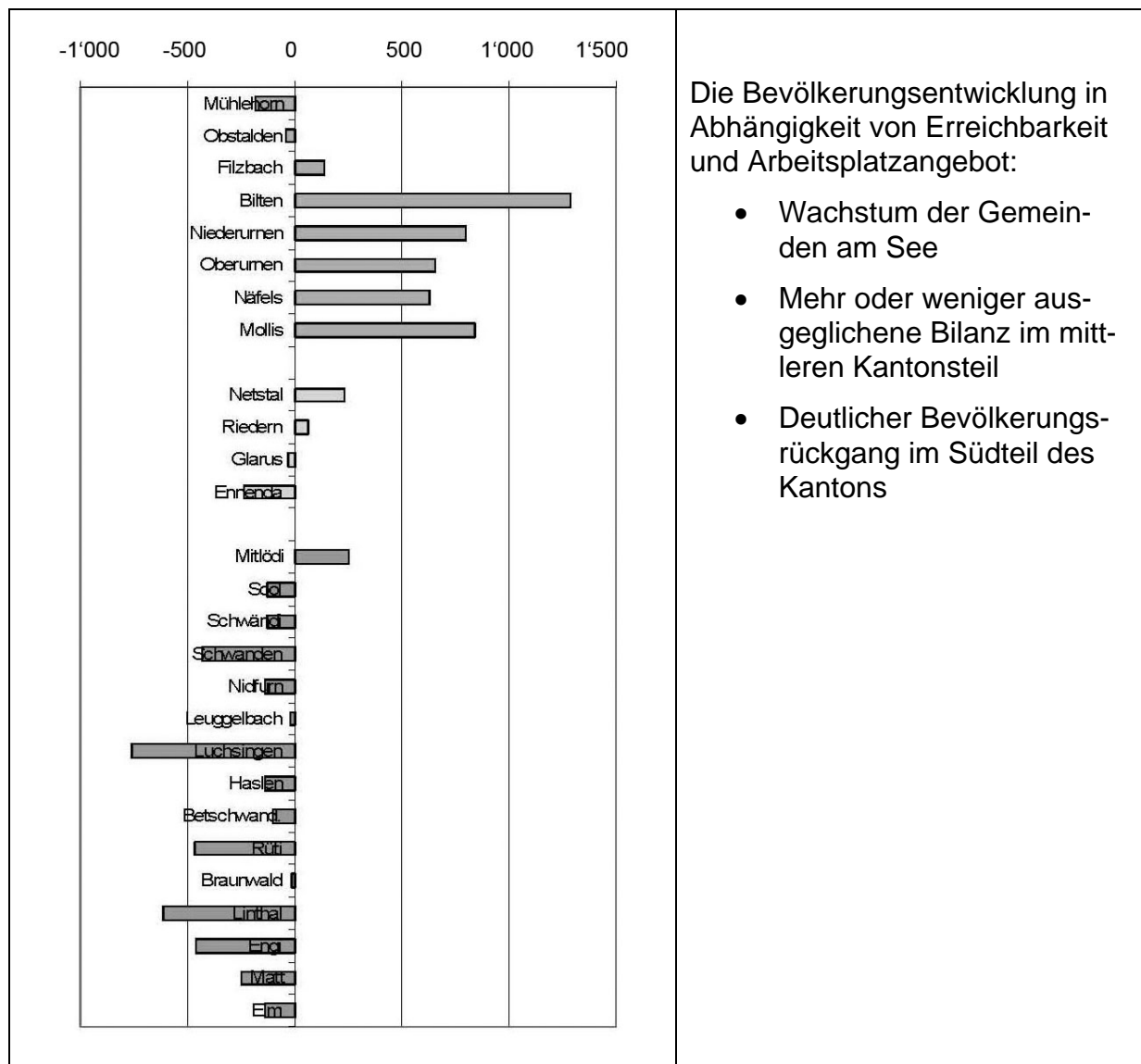
Tatsächlich ist die Situation paradox: Wie ausgeführt wurde, sind ländliche Räume aufgrund der dispersen Strukturen prinzipiell gegenüber der Interaktionsdichte von Agglomerationen benachteiligt, vor allem da, wo geschäftliche und persönliche Netzwerke eine Rolle spielen. Diese Aspekte sind auch für die Industriebranchen wichtig geworden, vor allem in Bezug auf Forschung & Entwicklung, Design und Marketing. Zweitens sind industrielle Regionen aufgrund struktureller Nachteile benachteiligt: Nicht alle Produkte sind wertschöpfungsstarke High-Tech-Produkte. Die Karrieremöglichkeiten sind beschränkt und das regionale Image ist zumeist gering.

Für die Industrien der Jura-Region wurden die Schwierigkeiten der Kapitalbeschaffung als Folge der peripheren Lage zu den Finanzplätzen beschrieben (Crevoisier 2001). Schliesslich erscheinen die periphereren Regionen aufgrund ihrer landschaftlichen Qualitäten vor allem für Tourismus und Wohnen prädestiniert zu sein. Entsprechende Empfehlungen kommen von Seiten der Wirtschaftsdachverbände ebenso wie aus Umweltschutzkreisen.

Das Fazit: Ein Festhalten an industriellen Produktionssystemen erscheint zunächst überhaupt nicht naheliegend und eher kontraproduktiv.

<b>Branchen 2005</b>	<b>Vollzeit-äquivalente</b>	<b>Anteil [%]</b>	<b>2001/2005 [%]</b>
Bau	1843	12.9	+0.37
Gesundheit & Soziales	1266	8.8	+1.21
Maschinenindustrie	1263	8.8	+0.17
Detailhandel	1111	7.8	+0.14
Gastgewerbe	767	5.4	-0.63
Unterrichtswesen	642	4.5	+0.15
Kunststoffindustrie	564	3.9	+0.55
Kommerzielle Dienste	559	3.9	-0.09
Öffentliche Verwaltung	515	3.6	+0.37
Steine & Erden	501	3.5	+0.07
Textilgewerbe	483	3.4	-2.03
Metallerzeugnisse	475	3.3	-0.73

Tabelle 1: Glarus, wichtigste Branchen 2005. Quelle: Kanton Glarus, 2007



Die Bevölkerungsentwicklung in Abhängigkeit von Erreichbarkeit und Arbeitsplatzangebot:

- Wachstum der Gemeinden am See
- Mehr oder weniger ausgeglichene Bilanz im mittleren Kantonsteil
- Deutlicher Bevölkerungsrückgang im Südteil des Kantons

Abbildung 1: Bevölkerungsentwicklung der Gemeinden im Kanton Glarus, 1950-2004 (in absoluten Zahlen). Quelle: Olschewski, 2007.

Zupendler aus einem anderen Kanton (Auswahl Glarner Gemeinden)							Wegpendler in einen anderen Kanton (Auswahl Glarner Gemeinden)						
Gemeinde	1970	1980	1990	2000	1980/ 1990	1990/ 2000	Gemeinde	1970	1980	1990	2000	1980/ 1990	1990/ 2000
Bilten	191	245	329	171	34%	-48%	Bilten	55	128	363	393	184%	8%
Ennenda	8	20	41	100	105%	144%	Ennenda	20	37	83	134	124%	61%
Glarus	55	114	203	362	78%	78%	Glarus	65	121	198	323	64%	63%
Linthal	2	3	5	14	67%	180%	Linthal	6	7	15	28	114%	87%
Mitlödi	3	10	19	33	90%	74%	Mitlödi	8	19	31	38	63%	23%
Mollis	46	49	88	112	80%	27%	Mollis	71	102	183	246	79%	34%
Mühlehorn	70	82	78	55	-5%	-29%	Mühlehorn	31	24	50	68	108%	36%
Näfels	37	124	236	386	90%	64%	Näfels	61	122	216	285	77%	32%
Netstal	40	27	46	183	70%	298%	Netstal	28	56	122	163	118%	34%
Niederur- nen	197	246	331	465	35%	40%	Niederurnen	114	143	259	417	81%	61%
Schwanden	11	17	31	66	82%	113%	Schwanden	15	28	60	88	114%	47%
<b>Total</b>	<b>688</b>	<b>988</b>	<b>1'485</b>	<b>2'062</b>	<b>50%</b>	<b>39%</b>	<b>Total</b>	<b>545</b>	<b>955</b>	<b>1'883</b>	<b>2'701</b>	<b>97%</b>	<b>43%</b>

Tabelle 2: Zu- und Wegpendler ausgewählter Gemeinden im Kanton Glarus aus und nach anderen Kantonen. Die Untersuchung der Pendlerzahlen zeigt, dass zwischen 1990 und 2000 die Einpendlerquote mit der Auspendlerquote fast Schritt hält. Die Abschwächung der Auspendlerquote zeigt, dass die Menschen inzwischen aus dem Kanton weggezogen sind. Eine Erhöhung der Einpendlerquote zeigt, dass grosser Fachkräftemangel besteht. Quelle: Olschewski, 2007.

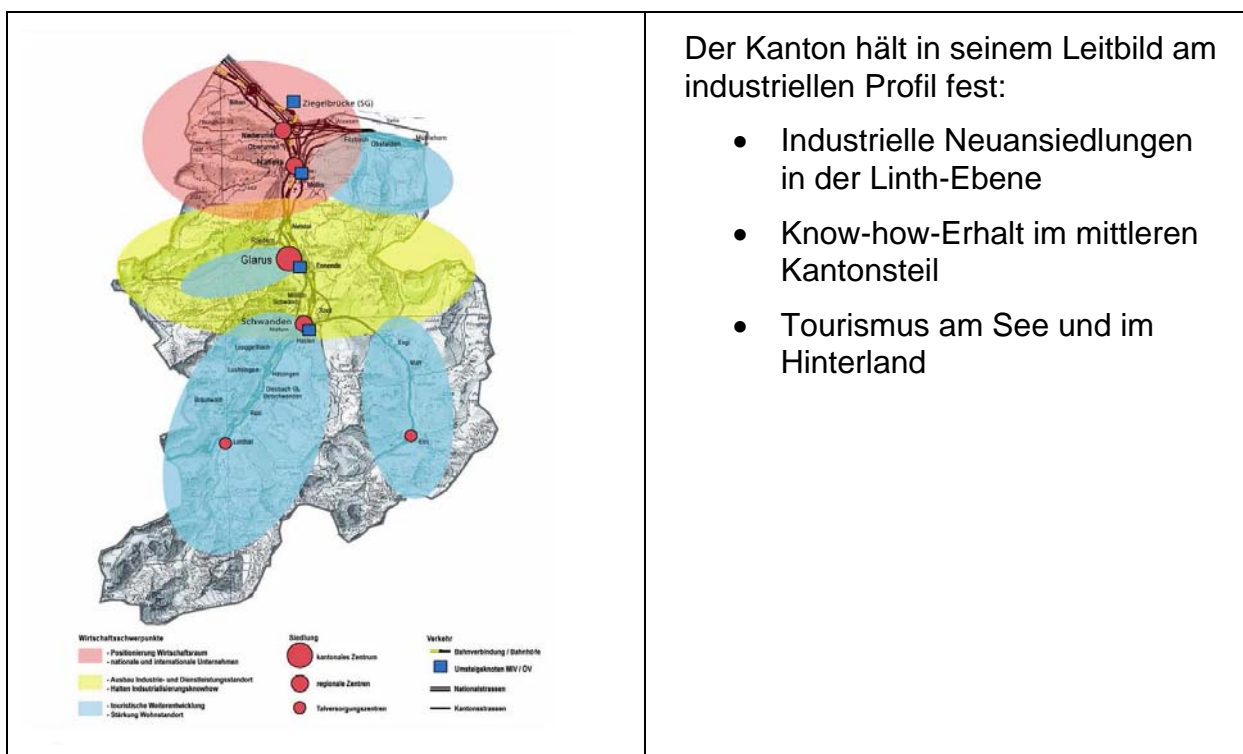


Abbildung 2: Kantonales Leitbild Glarus. Quelle: Olschewski, 2007

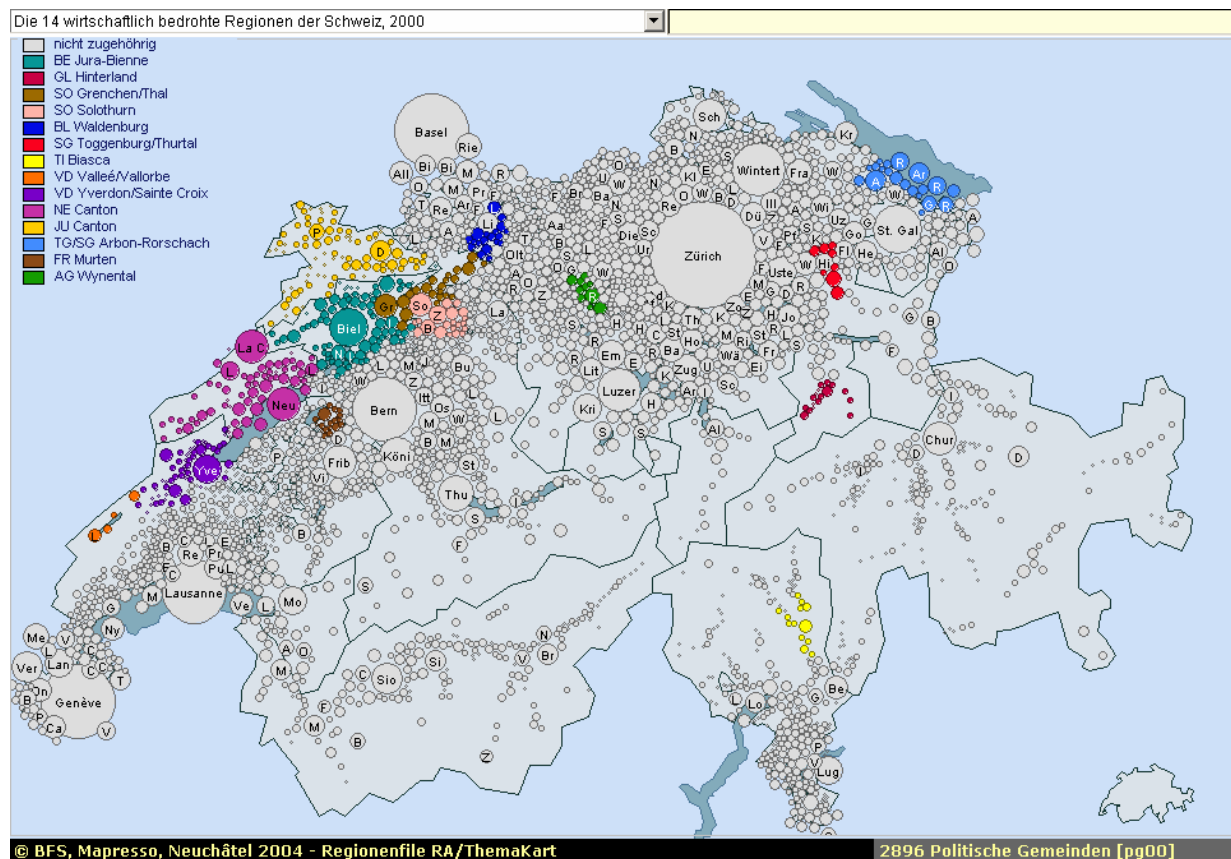


Abbildung 3: Die wirtschaftlich bedrohten Regionen der Schweiz. Quelle: BfS 2000, zitiert in Olschewski, 2007.

Dennoch gibt es für die Entscheidung, am industriellen Entwicklungspfad festzuhalten, mehrere Argumente:

- Die industriellen Arbeitsplätze dominieren immer noch die regionale Wirtschaftsstruktur. Dadurch wäre eine alternative Entwicklung nur durch einen radikalen Bruch des historischen Pfades möglich. Neben dem Problem der Sozialverträglichkeit eines solchen Bruches stellt sich auch die Frage, ob die vorhandenen Qualifikationen zu einem Umstieg vorhanden wären und vor allem die Frage, ob solch ein Umstieg durch eine genügend grosse Nachfrage von aussen honoriert würde. Neben der Erfahrung z. B. im Tourismus fehlt auch das Vertrauen der Kunden bzw. Reiseveranstalter und auch für potenzielle Führungskräfte dieser Branchen stellt eine solche Region im Umbruch zunächst keine gute Adresse dar. Vor allem aber bedeutet der Erfahrungsvorsprung anderer Regionen einen beständigen Wettbewerbsnachteil.
- Zwar ist die Zahl der Einwohner seit 1950 kontinuierlich zurückgegangen, die Zahl der Arbeitsplätze hat sich jedoch stabilisiert, so dass Glarus auch erhebliche Einpendlerströme aufweist (Tabelle 2). Es ist verständlich, dass der Kanton den Trumpf als Arbeitsplatzzentrum nicht aufgeben will. Die Wirtschaftsförderungsstellen bemühen sich mit dem Argument der spezialisierten Arbeitsplätze aktiv darum, Neuzuzüger aus dem Pool der Arbeitspendler zu gewinnen.

- Wenn die industriellen Regionen in Europa mehrheitlich desinvestieren, dann verbessern sich die Überlebenschancen der Regionen, die ihre industriellen Netzwerke und Kulturen im Kern erhalten können. Solche Gebiete entwickeln Alleinstellungsmerkmale, wodurch sie von aussen als kompetent wahrgenommen werden. In anderen Worten, themenbezogener ausgedrückt: Der Arbeitsmarkt ist so spezialisiert, dass erwartet werden kann, dass die Attraktivität von Glarus für Betriebe und für Beschäftigte des industriellen Sektors noch steigt.
- Es gibt wenig Alternativen: Als Wohnsitzregion fehlt das attraktive steuerliche Umfeld und die Entfernung nach Zürich ist bereits zu hoch. Der Tourismus ist alpenweit in Schwierigkeiten und beschränkt sich in Glarus vor allem auf Elm und Braunwald. Und höherwertige nicht-touristische Dienstleistungen benötigen zwingend ein urbanes Umfeld.
- Die Glarner Bevölkerung hat durch die politische Entscheidung zugunsten einer radikalen Gemeindereform deutlich gemacht, dass sie nicht gewillt ist, den zahlenmässigen Rückgang hinzunehmen, sondern angesichts des Bevölkerungsrückgangs zusammenzurücken.

Reduziert auf den Kern, sind es zwei Gründe, die die Wahl der Zukunftsstrategien heute bestimmen:

a) *Die historische Pfadabhängigkeit:* Glarus hat sich nicht als überregionales Zentrum entwickelt und ist als Wohnstandort räumlich-funktional zu weit entfernt von der aktuellen Metropolitanregion (Zürich). Sozio-kulturelle und sozio-ökonomische Stärken bestehen im produzierenden Sektor und fehlen im Tourismus und beim spezialisierten Wohnen. Entsprechend sind die Arbeitsmärkte spezialisiert. Interessen der lokalen Akteure, äussere Wahrnehmung und Image wirken ebenfalls fort.

b) *Regionale Gouvernance:* Eine prinzipielle Änderungsmöglichkeit besteht immer dann, wenn Gesellschaftsziele und deren Spielregeln neu ausgehandelt werden. Standortbedingungen sind immer das Ergebnis eines gesellschaftlichen und territorialen Kompromisses oder Regimes. Sie können dementsprechend geändert werden: Was wird produziert und wie wird produziert, welche Wachstumsdynamik wird erwartet und welche Risiken werden dafür in Kauf genommen (Regime der Akkumulation)? Wie wird die Wertschöpfung verteilt (Regime der Regulation)?

*Fazit:* Die bestehenden Strukturen wirken nach. Ein kompletter Bruch des Pfades läuft Gefahr, alte Stärken zu verlieren und keine neuen zu gewinnen. Die Bedeutung des industriellen Sektors in Glarus ist derart hoch, dass sie ein zukunftsfähiges Alleinstellungsmerkmal sein könnte.

## 6 Neue Anforderung an regionale Arbeitsmärkte

Eine Entscheidung der Akteure zur Weiterführung des industriellen Entwicklungspfades bedeutet auch, dass der Pfad nicht unverändert weitergeführt werden kann. Vielmehr müssen die regionalen Akteure die aktuellen Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft antizipieren und ihre Strategien darauf ausrichten. Und hier tritt ein Problem auf, das für alle nicht-metropolitanen Regionen insbesondere im Berggebiet gilt. Geringere Interaktionsdichte bedeutet automatisch auch eine geringere Informationsbasis für die Entscheidungsfindung über Beibehaltung von Praktiken

oder deren Änderung. Kommt es zu Änderungen, dann sind diese mit grösserem Aufwand verbunden und wirken sich drastischer aus als in Metropolitanregionen. Die am Ort vorhandenen Kenntnisse reichen nicht aus und müssen angeworben werden. Umgekehrt werden die Kenntnisse der Einheimischen schrittweise entwertet.

Wenn sich die bestehenden Branchen, egal ob Tourismus oder Industrie – weiterentwickeln wollen, dann müssen sie mittelfristig die Qualifikationsstruktur der Beschäftigten den veränderten Bedingungen anpassen, d.h. erhöhen. Früher war es möglich, dass Bauern im Tourismus oder in der Industrie als Teilzeitangestellte ihr Einkommen vervollständigen konnten. Die Änderung des Produktionsablaufs und des Produktangebots braucht heute einen anderen Beschäftigtentyp. Die neuen Qualifikationen werden in den Berggebieten nicht ausgebildet, d.h., es müssen Beschäftigte von ausserhalb rekrutiert werden, sowohl Saisonangestellte als auch Kadermitarbeiter. Umgekehrt gehen die in der Region aufgewachsenen Jugendlichen zum Studium und kommen nicht wieder, weil für ihre Ausbildung keine Arbeitsstellen vorhanden sind. Für die ortsansässigen Arbeitskräfte wird die Weiterbeschäftigung schwierig; die umworbenen Arbeitskräfte mit neuen Qualifikationen haben Schwierigkeiten, Wohnungen zu finden und sich in ein neues soziales Umfeld mit anderem kulturellen Wertesystem zu integrieren.

Aus diesen Gründen resultieren in nicht-metropolitanen regionalen Arbeitsmärkten besondere Schwierigkeiten, um für Einheimische und Zuwanderer attraktiv zu bleiben. Wenn die veränderten Qualifikationsanforderungen nicht mehr von der einheimischen Bevölkerung oder von Zuwanderern erfüllt werden können, dann erfüllt die Region auch nicht mehr die Standortanforderungen der Leitbetriebe. Am Ende ist das regionale Produktionssystem in seiner Gesamtheit gefährdet und bricht zusammen.

### **Beispiel Alpen-Tourismus**

*Funktionale Prozesse:* Umbau der Tourismusdestinationen zu internationalen Resorts.

*Arbeitsmarktanforderungen:* Statt Skilehrern und Lifthelfern werden Marketingfachleute benötigt.

*Problem:* Neue Berufsgruppen kommen nicht, weil sie keine bezahlbaren Wohnungen finden und sie genügend Arbeitsplatzalternativen ausserhalb haben. Eingeschränktes Berufsspektrum: Einheimische Studenten kehren nach der Ausbildung nicht zurück.

### **Beispiel Wallis**

*Funktionale Prozesse:* Wandel von der Spezialitätenchemie zur Biotechnologie. Nebenerwerbslandwirte werden Hobby- oder Freizeitbauern.

*Arbeitsmarktanforderungen:* Es werden Techniker und Ingenieure anstelle von Produktionsarbeitern benötigt.

*Problem:* Es ist schwierig, externe Spezialisten für die neuen Qualifikationsanforderungen zu rekrutieren und an die Region zu binden. Einheimische Studenten anderer Fachrichtungen kehren nach der Ausbildung nicht zurück.



**Beispiel Glarus**

*Funktionale Prozesse:* Verlagerung der "alten" Industrien. Verbleib und aktuelles Wachstum der Industrien mit höherer Wertschöpfung auf der Basis historischer Entscheide und vorhandenen Know-hows.

*Arbeitsmarktanforderungen:* Es werden Techniker und Ingenieure anstelle von Produktionsarbeitern benötigt.

*Problem:* Fehlende Fachkräfte vor Ort, Zupendler aus den Nachbarkantonen machen Anreize zur Gewinnung von Zuzüglern und eventuell neue Ausbildungsstätten notwendig. Der nahe Wirtschaftsraum Zürich mit seinem starken Dienstleistungssektor ist für Arbeitspendler aus Glarus attraktiv. Diese Auspendler ziehen mittelfristig ganz weg; absoluter Bevölkerungsrückgang.

Abbildung 4: Veränderung der Arbeitsmärkte im Berggebiet

## 7 Territoriale Projekte als zeitlich befristete Arrangements der Regionalentwicklung

Die Arbeitsmärkte sind eine Schlüsselgrösse der Regionalentwicklung. Ihre Grösse und ihre Spezialisierung bestimmen über die Attraktivität eines Territoriums, nicht nur in Bezug auf unmittelbare Eigenschaften wie Qualifikationsanforderungen und Lohnkosten und Arbeitsbedingungen. Die Attraktivität der Arbeitsmärkte hängt auch davon ab, wie sehr sie ein Instrument zur Abpufferung von Unsicherheiten gegenüber Schwankungen der Wirtschaftslage oder gegenüber Arbeitsplatzverlust sind. Dies ist nur bei einer erfolgreichen und prosperierenden Regionalentwicklung zu erwarten. In diesem Fall wird die Region mit ihrer Leitbranche von aussen wahrgenommen und zieht immer wieder neue hoch motivierte Persönlichkeiten an, die dieser Branche die nötige Produktivität und Innovationskraft geben sowie die Schnittstellen zu anderen Teilen der Wirtschaft und Gesellschaft suchen. Dadurch kann das positive Image der Region nach innen und aussen erhalten werden. Unter diesen Bedingungen ist es möglich, öffentliche Unterstützung in kontroversen Sachfragen, Ausbau der Infrastruktur und Anpassung des Bildungswesens zu erhalten, selbst wenn die betreffende Leitbranche auf nationaler Ebene nicht die höchste Wertschöpfung erzielt.

Lange Zeit wurden solche industriell-innovativen Milieus als resilient gegenüber dem Deindustrialisierungsprozess Europas angesehen. Allenfalls wurde betont, dass solche spezialisierten Regionen beständigen Anpassungsprozessen unterworfen sind, die sie zu *learning regions* (Morgan 1997) machen oder zu *lock-in*-Phänomenen mit langfristiger Stagnation führen (Staber 1999). Die heutigen Ansprüche sind bescheidener: Industrielle Distrikte/innovative Milieus haben nicht automatisch die Resilienz, die ihnen früher zugeschrieben wurde. Es wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass bestehende regionale Standortvorteile nur von befristeter Dauer sind. Kapital, Qualifikationen und Produktionsstandorte sind grundsätzlich mobil. Die Region als Summe aller Akteure kann nur vorübergehende Immobilität erzeugen. Die regionalen Akteure müssen deshalb Formen finden, um die immobilen Faktoren zu stärken und möglichst lange zu erhalten. Dies verlangt die permanente Neuaushandlung regionaler Kompromisse zwischen den Akteuren bezüglich Investitionen, technischen Risiken, Lohnverhältnisse und Qualifikationen. Es bedeutet die gegenseitige Motivation

der Entscheidungsträger, loyal die eingegangenen Vereinbarungen zu erfüllen und die Loyalität gegenüber dem gewählten Standort auf mittlerer Sicht beizubehalten. Ein Beispiel dafür sind die Verhandlungen in der Automobilindustrie zwischen Unternehmensleitung, Standortregion und Gewerkschaften, wenn es darum geht eine Modellreihe längerfristig am gleichen oder einem anderen Standort zu produzieren. In die Entscheidungsfindung für den Erhalt eines Standorts gehen nicht nur die unmittelbaren Kostenrechnungen ein sondern auch die Produktivitätsvorteile, die durch langjährige Vertrauensbeziehungen, Lebensqualität und Gestaltungsfreiheit entstehen. Regionalentwicklung wird auf diese Weise zum befristeten *territorialen Projekt*, bei dem die Region als Gesamtheit der Akteure den Nachweis führen muss, dass es für die einzelnen Mitglieder vorteilhaft ist, die territoriale Verankerung auch in Zukunft durch Investitionen, Engagement und innovatives Verhalten aktiv zu unterstützen. Den regionalen Arbeitsmärkten kommt dabei eine wichtige Signalwirkung zu. Sind diese attraktiv, dann kommen die gewünschten Personen zu realistischen Konditionen und die Unternehmen bleiben. Um diese Arbeitsmärkte attraktiv zu machen, muss die Region aber erhebliche Vorleistungen tätigen, explizit und implizit: Neuzuzüger müssen erwünscht sein, sie müssen ein ihren Interessen entsprechendes kulturelles und intellektuelles Umfeld vorfinden, sie müssen alte Freundschaften erhalten und neue Freundschaften machen können und auch geeigneten Wohnraum finden. All dies lässt sich nicht vollständig planen. Es sind daher die Regionen im Vorteil, die eine Öffnung gegenüber Neuerungen schon lange praktizieren ohne durch Überanpassung ihr Selbstbewusstsein verloren zu haben.

*Offene Forschungsfragen:* Gleichwohl bleiben an dieser Stelle mehr Fragen offen, als gelöst werden können. Als offene Forschungsfragen soll hier auf zwei Punkte hingewiesen werden, ohne diese näher auszuführen:

- Welches sind die Synergien, die Unternehmen in peripheren Räumen aus spezialisierten Arbeitsmärkten ziehen können, so dass sie langfristig in der Region bleiben?
- Wie müssen territoriale Projekte in diesen Regionen zwischen Akteuren aus Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft ausgehandelt werden?

## 8 Ausblick

Metropolitanregionen haben grundsätzliche strategische Vorteile und sind auch in Krisensituationen resilienter als andere Regionstypen, auch wenn sie dann kurzfristig stärker verlieren. Gründe dafür sind die hohe Interaktionsdichte und mehrere Produktionssysteme, d.h. sehr attraktive Arbeitsmärkte. Sie erhöhen die Pufferungskapazität der Metropolitanregion und konstituieren grundsätzliche Agglomerationsvorteile.

Nicht-Metropolregionen haben in dieser Situation zwei Optionen. Sie können sich in Metropolitanregionen integrieren, indem sie den Metropolen bestimmte Funktionen abnehmen und einen spezialisierten Teilarbeitsmarkt bilden, z. B. als Wohnstandorte bei den privaten Dienstleistungen. Dies birgt die Gefahr, dass sie – trotz hohem Steuersubstrat – die weniger attraktiven Funktionen übernehmen müssen, z. B. Sicherheits-Dienste, Einzelhandel der Grundversorgung, Verkehrsinfrastruktur (Dezentralisierung des Wohlstands).

Eine andere Strategie ist es, das regionale Produktionssystem durch Kooperationen mit den direkten Nachbarn zu vergrössern und den bestehenden spezialisierten regionalen Arbeitsmarkt als solchen zu erhalten, international zu öffnen und weiterzuentwickeln. Dies bietet den Vorteil, die bestehende demographische und soziale Mischung der Einwohnerschaft erhalten zu können, das bestehende Wissen der Region zu bewahren und die Lasten tiefgreifender Umstrukturierungsprozesse zu vermeiden. Es bietet die Chance, auf bestehenden Governance-Strukturen aufzubauen und langfristig grössere Gestaltungsfreiheiten beizubehalten (Dezentralisierung des Wissens).

Die tatsächlichen Chancen der Regionen hängen davon ab, ob es ihren Akteuren immer wieder gelingt, die massgeblichen Entscheidungsträger aus Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft als aktive Kräfte für ein gemeinsames territorial verankertes Ziel zu motivieren und dabei einen für alle sozialen Gruppen tragfähigen gesellschaftlichen Kompromiss in Fragen räumlicher Arbeitsteilung und räumlicher Kohäsion auszuhandeln. Die Erhaltung und Weiterentwicklung attraktiver Arbeitsmärkte ist ein Teil dieser Aufgabe.

## Literatur

- Bagnasco, A., Trigilia, C. (1994). *La construction sociale du marché. Le défi de la troisième Italie*. Cachan.
- Barbera, F. (2001). *Le politiche della fiducia. Incentivi e risorse sociali nei patti territoriali*. Stato e mercato, no. 63.
- Boyer, R. (1987). *La Théorie de la Régulation. Une analyse critique*. Paris.
- Credit Suisse Economic Research (2004). *Standortqualität: Mehr als ein Schlagwort*. Zürich.
- Credit Suisse Economic Research (2007). *Wirtschaftliche Erneuerungsgebiete. Beurteilung und Revision der Abgrenzungskriterien*. Endbericht. Zürich.
- Crevoisier, O., Corpataux, J. & Thierstein, A. (2001). *Intégration monétaire et région. Gagnants et perdants*. Paris.
- Egger, T., Stalder, U. & Wenger, A. (2003). *Brain Drain in der Schweiz. Die Berggebiete verlieren ihre hochqualifizierte Bevölkerung*. Bern.
- Harvey, D. (1985). *The Urbanization of Capital 1985*. Oxford.
- Kanton Glarus (2007). *Wirtschaftspolitische Schwerpunktstrategie des Kt. Glarus*. Glarus: Kontaktstelle für Wirtschaft.
- Morgan, K. (1997). *The learning region: institutions, innovation and regional renewal*, Reg. Studies 31. S. 491-503.
- Olschewski, A. (2007). *Massnahmen für eine nachhaltige Entwicklung in peripheren alpinen Regionen am Beispiel der Gemeinde Süd im Kanton Glarus*. Zürich: ETH, Abschlussarbeit MAS Raumplanung.
- Pecqueur, B. (2001). *Gouvernance et régulation: un retour sur la nature du territoire*. Géographie, Economie, Société, no. 22. S. 229-246.
- Pecqueur, B. (2005). *Les territoires créateurs de nouvelles ressources productives : le cas de l'agglomération grenobloise*. Géographie, Economie, Société, no. 7. S. 255-268.
- Perlik, M. (2001a). *Alpenstädte – Zwischen Metropolisation und neuer Eigenständigkeit*. Bern: Geographica Bernensia P38.

- Perlik, M. (2001b). Wirtschaftliche Strukturtypen als Indikator für die Verstärkung der internationalen Netzwerkeinbindung der Alpenstädte. *Revue de Géographie Alpine*, 1/01. S. 87-103.
- Perlik, M., Wissen, U., Schuler, M. et al. (2008). Szenarien für die nachhaltige Siedlungs- und Infrastrukturentwicklung in der Schweiz (2005-2030). Zürich: Bericht zuhanden des Schweizerischen Nationalfonds.
- Schamp, E. (2000). *Vernetzte Produktion*. Darmstadt.
- Schmid, Christian (2005). *Stadt, Raum und Gesellschaft*. Stuttgart: Sozialgeographische Bibliothek Band 1.
- Schuler, M., Dessemontet, P. et al. (2007). *Atlas des räumlichen Wandels der Schweiz / Atlas des mutations spatiales de la Suisse*. Neuchâtel, Zürich: Bundesamt für Statistik
- Schuler, M., Perlik, M. & Pasche, N. (2004). *Nicht-städtisch, rural oder peripher – wo steht der ländliche Raum heute?* Bern: Bundesamt für Raumentwicklung (ARE).
- Scott, A., Storper, M. (2006). *Régions, mondialisation et développement*. *Géographie, Economie, Société*, no. 8. S. 169-192.
- Storper M. (1995). *The Resurgence of Regional Economies, ten Years later: The Region as a Nexus of untradable Interdependencies*. *European Urban and Regional Studies* 2(3). S. 191-221.
- Williamson, O.E. (1994). *Transaction Cost Economics and Organization Theory*. In: Smelser, Neil J./Swedberg, Richard (eds.). *The Handbook of economic sociology*. Princeton. S. 77-107.

# Lernende Regionen in Deutschland und ihr Beitrag zur Stärkung regionaler Arbeitsmärkte

Referat von Andrea Reupold

## 1 Einleitung

### 1.1 Ausgangslage

Lebenslanges Lernen wurde als gemeinsames Ziel der Europäischen Union, der Bundesregierung und den Ländern Deutschlands identifiziert, um den gesamtgesellschaftlichen Strukturwandel nicht nur zu bewältigen sondern um ihn aktiv mit zu gestalten. Die europäische Bildungs- und Beschäftigungsstrategie spricht dem Lebenslangen Lernen daher besondere Bedeutung zu. Es sollen strukturelle Veränderungen vorgenommen werden, die es den Menschen erlauben, über die Aneignung von Wissen aktiv am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben teilzunehmen. Um die damit verbundenen, zur Implementation Lebenslangen Lernens notwendigen Veränderungsprozesse in den beteiligten Organisationen, Personen und Bildungsinstitutionen anzustossen, aber auch um die Übergänge an den Schnittstellen zwischen diesen zu verbessern, wurde das Programm „Lernende Regionen – Förderung von Netzwerken“ 2001 initiiert.

### 1.2 Programmstruktur und Wissenschaftliche Begleitung

Das Programm wurde durch den Europäischen Sozialfond und das Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert und durch ein Gremium, dem Lenkungsausschuss, bestehend aus Vertreterinnen und Vertretern der Länder, des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, den Sozialpartnern, des Projektträgers und der Wissenschaftlichen Programmbegleitung gesteuert. Für die Umsetzung wurde der Projektträger im Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (PT-DLR) beauftragt und die Wissenschaftliche Programmbegleitung wurde von dem Team<sup>18</sup> um die LMU München und die Unternehmensberatung Rambøll Management durchgeführt. Das Programm begann 2001 und endete 2008, war mit einem finanziellen Volumen von ca. 130 Mio Euro ausgestattet und förderte am Ende über alle Bundesländer verteilt insgesamt 76 Netzwerke.

### 1.3 Ziele innovativer Netzwerkarbeit

Die Ziele innovativer Netzwerkarbeit sind im Rahmen des Programms „Lernende Regionen – Förderung von Netzwerken“ u. a.

- Die gezielte Mobilisierung neuer Lernerinnen und Lernern, insbesondere bildungsferner und benachteiligter Personen,

---

<sup>18</sup> Institut für Strukturpolitik und Wirtschaftsförderung GmbH und Helmut Kuwan, Sozialwissenschaftliche Forschung und Beratung München

- Die Stärkung der Zusammenarbeit zwischen Bildungs-, Beschäftigungs- und Arbeitsmarktpolitik und Wirtschaftsförderung,
- Initiierung einer nachhaltigen Entwicklung, Synergieeffekten und einer gemeinsamen regionalen Identität,
- Transparenz über die vorhandenen Bildungsangebote,
- Entwicklung und Erprobung von Verfahrenen zur gemeinsamen Zertifizierung des Lernerfolgs (auch Anerkennung informell erworbener Kompetenzen),
- Förderung des Zugangs zu neuen IuK-Technologien, Erhöhung der Medienkompetenz sowie Erprobung neuer Lernarrangements.

#### **1.4 Netzwerkarbeit**

Die Förderung bildungsbereichsübergreifender Kooperation und Vernetzung auf regionaler Ebene erlaubt den Einbezug räumlicher und funktionaler Zusammenhänge. Das Programm zielt daher darauf ab, an regional vorhandene Erfahrungen und Kooperationsstrukturen anzuknüpfen und darüber hinaus alle relevanten Partner (z. B. aus Bildung, Wirtschaft, Arbeitsmarkt, Politik, etc.) einzubeziehen. Der Aufbau eines regional abgestimmten Beratungs-, Lern- und Weiterbildungsangebots soll letztlich die Bildungsbeteiligung erhöhen, so dass für den Einzelnen eine Sicherung der beruflichen und gesellschaftlichen Chancen möglich wird. Notwendige Voraussetzung hierfür sind dauerhafte Partnerschaften, die von den Nutzerinnen und Nutzern, privaten, öffentlichen Institutionen und Unternehmen getragen und finanziert werden. Daher war das übergeordnete Programmziel Netzwerke zu initiieren, neue Strukturen zu schaffen und innovative Produkte und Dienstleistungen zu erbringen.

Netzwerke zu initiieren bedeutete in diesem Zusammenhang, zunächst wichtige Akteure aus unterschiedlichen (Bildungs-)Bereichen sowie aus unterschiedlichen Organisationen zusammenzuführen und gemeinsame Interessen zu identifizieren, so dass sowohl horizontale als auch vertikale Kooperationen ermöglicht wurden.

Die beteiligten Einrichtungen waren zum Beispiel Weiterbildungsträger, wie Volkshochschulen, kirchliche aber auch kommerzielle Anbieter, Träger ausserschulischer Jugendbildung, allgemein- und berufsbildende Schulen, Unternehmen, Kammern, Gewerkschaften, Organisationen der Wirtschaftsförderung, Kommunen, Jugendämter, Arbeitsämter, sonstige Verwaltungen, etc. Die Vernetzungsaktivitäten waren je Region spezifisch auf zuvor identifizierte Bedarfslagen im Bereich des lebenslangen Lernens ausgerichtet.

## **2 Lernende Regionen und ihre Wirkungsbereiche: Anknüpfungspunkte zwischen regionalem Bildungs- und Arbeitsmarkt**

Die Wirkungsbereiche, die in der Netzwerkarbeit angesprochen wurden, unterlagen einer Entwicklung während der verschiedenen Phasen der Programmdurchführung und variierten daher leicht. Die Kernbereiche der letzten Phase waren: Bildungsberatungsagenturen, (Selbst-)Lernzentren, Übergangsmangement, Aus- und Weiterbildung in KMU, Kommunale Kooperationen. Die umgesetzten Projekte waren v. a. den handlungsleitenden Ideen der Schaffung von Transparenz, der Verzahnung beteiligter Organisationen und individueller Akteure sowie der Verbesserung der Durchlässigkeit zwischen verschiedenen Bildungsbereichen verpflichtet. Arbeitsmarktbezogene Aspekte wurden in vielen dieser Bereiche umgesetzt, zumal Aus- und Weiterbildung eng mit Beschäftigungsfähigkeit und Chancen am Arbeitsmarkt verknüpft sind. Ein ausgewählter Bereich, das Übergangsmangement, soll hier beispielhaft herausgegriffen werden, weil dieser im Besonderen die Verknüpfung von Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsmarkt thematisiert.

### **2.1 Ein ausgewählter Wirkungsbereich mit Anknüpfungspunkten zwischen regionalem Bildungs- und Arbeitsmarkt: Übergangsmangement**

Im Bereich des Übergangsmagements von Lernenden Regionen sind Kooperationsstrukturen entstanden, die nicht nur Schulen und Betriebe, sondern auch Ämter und Behörden und die außerschulische Jugendarbeit einbeziehen und eine Optimierung der Passung von schulischer und beruflicher Ausbildung sowie betrieblichen Anforderungen in Angriff genommen haben (vgl. Reupold/Tippelt 2006). Ziele in diesem Zusammenhang waren die Transparenz der Möglichkeiten und damit die Verzahnung der Bereiche besser und passgenauer aufeinander abzustimmen.

Derzeit beginnen in Deutschland knapp 50% aller Jugendlichen nach Abschluss der Sekundarstufe eine Ausbildung im Rahmen des dualen Systems. Die systemimmanenten Stärken des dualen Systems dürfen nicht über die aktuelle Krise des Systems hinwegtäuschen. Eine besonders prekäre Entwicklung zeigt sich in den neuen Bundesländern, wo in Folge eines rapiden Rückgangs von Ausbildungsplätzen 32% der Jugendlichen in Ausbildung über öffentliche Mittel finanziert werden (vgl. BMBF 2006). Im Durchschnitt wird derzeit etwa jeder fünfte Ausbildungsvertrag während der Ausbildung wieder gelöst (vgl. BMBF 2006). In den letzten Jahrzehnten war eine Steigerung der Vertragslösungen unverkennbar. Zur Unterstützung benachteiligter Gruppen und mit dem Ziel des Abbaus sozialer Disparitäten wurden in den letzten Jahren u. a. die Möglichkeiten der Inanspruchnahme von „berufsvorbereitenden Massnahmen“ ausgebaut.

Festzustellen ist auch, dass arbeitsmarktliche bzw. konjunkturelle Veränderungen das durch Unternehmen zur Verfügung gestellte Ausbildungsplatzangebot in seiner Breite, Quantität und Qualität beeinflussen. Die Übergangsschwelle zwischen Schulsystem und Ausbildungssystem entwickelte sich dabei für viele Jugendliche zu einer Warteschleife.

Ein weiteres Indiz für die mangelnde Passung von Ausbildungsangeboten und Schülerinnen- und Schülererwartungen und -kompetenzen ist die hohe Zahl an Ausbildungsabbrüchen. Sie liegt mit Schwankungen insgesamt bei etwa 25-30% in Deutschland und variiert auch hier stark regional. So zeigen sich v. a. im Bereich Industrie und Handel große Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland (vgl. BMBF 2006. S. 93).

Die Projekte in Lernenden Regionen, die durch Kooperationen zwischen Organisationen des Bildungs- und Beschäftigungssystems initiiert wurden, zielten sehr häufig auf Schülerinnen und Schüler, die an der ersten Schwelle, dem Übergang von der Schule in Ausbildung standen. Innerhalb dieser Projekte sollten sich die in diesem Bereich regional relevanten Akteure den vor Ort vorhandenen Problemen gemeinsam stellen. Häufig sind so Praktikumsbörsen, Ausbildungsverbünde, neue Ausbildungsgänge oder Schülerunternehmen entstanden, die einerseits den Übergang erleichtern sollen, andererseits aber auch die Passung zwischen den Zielen, Erwartungen und Vorstellungen der ausbildenden Unternehmen mit denen der zukünftigen Auszubildenden besser abzustimmen, um so langfristig Ausbildungsabbrüche zu vermeiden.

Im Bereich des Übergangsmanagements sind bei dieser Schwelle v. a. Schulen und Betriebe wichtige Kooperationspartner in den Netzwerken, daher werden für diese beiden Akteure die Kooperationsprofile, die sich in den Lernenden Regionen gezeigt haben, im Folgenden erläutert. Die konkreten Projekte bezogen sich beispielsweise auf die Verminderung von Ausbildungsabbrüchen, indem vor Antritt eines Ausbildungsplatzes die Kompetenzprofile Jugendlicher erarbeitet wurden. Hierzu erfolgte eine Beratung und der Aufbau einer entsprechenden Praktikumsdatenbank zur Vermittlung von geeigneten Praktikumsstellen. Notwendige Voraussetzung für die erfolgreiche Umsetzung solcher Projekte ist die vorherige Erhebung der regionalen Bedarfslage auf Seiten der Schulen, Schülerinnen und Schüler und auf Seiten der ortsansässigen Unternehmen. Dieser erste Schritt unterstützte die Akteure bei der konkreten Zielausrichtung der Projekte: In einigen Regionen konnten damit die Ressourcen und Interessen der Unternehmen gebündelt werden, so dass dort, wo vorher keine Ausbildungsplätze angeboten wurden, über Ausbildungsverbünde doch die Erstausbildung gesichert und durchgeführt werden konnte. Hier ist auch der Mehrwert von Netzwerken zu erkennen: Die Bündelung von Ressourcen erlaubt es, Bedarfe zu decken, die ohne die professionelle Vernetzung von beteiligten Akteuren unbefriedigt bleiben müssten.

## **2.2 Kooperationsprofile**

Die Daten der Wissenschaftlichen Begleitung zeigen, dass Schulen in den meisten Fällen Teil der Netzwerkarbeit sind, trotzdem äusserten die befragten Netzwerkmanagerinnen und Netzwerkmanager den Wunsch, Schulen insgesamt noch stärker einzubeziehen. Zudem wurde deutlich, dass Schulen oftmals zwar Akteure sind und über engagierte einzelne Lehrerinnen und Lehrer auch aktiv beteiligt, allerdings selten Netzwerkknoten, also zentraler Akteur des Netzwerks waren.



Wenn Schulen eingebunden sind, wird durch die Analyse der qualitativen Interviews, die in den Netzwerken durchgeführt wurden, deutlich, dass sie in drei Arten von Kooperationen beteiligt sind. Zunächst sind sie Zielgruppen der Netzwerkarbeit, d.h. Schulen werden als Zugang für die Netzwerkangebote, die sich auf die dort erreichbaren Schülerinnen und Schüler beziehen, genutzt. Dann können sie aber auch Partner in der Netzwerkarbeit sein, indem z. B. einzelne Teilprojekte unter Mitarbeit von Schulen und deren Vertreterinnen und Vertretern durchgeführt werden. Seltener, aber auch vertreten, waren Schulen, die die Leitung eines der Teilprojekte übernommen hatten (vgl. Reupold/Kuwan/Strobel 2009).



Abbildung 1: Kooperationsprofile von Schulen (Basis: Angaben von 52 Netzwerkmanagerinnen und Netzwerkmanagern, 2006)

Abbildung 1 fasst die quantitativen Ergebnisse in den vier Aspekten „Einbezug“, „Kooperationshindernisse“, „Zunahme der Kooperation“ und „Netzwerkknoten“ zusammen. Hierbei wird auch deutlich, dass die Kooperationen mit Schulen im Verlauf des Programms (2001-2006) zum damaligen Erhebungszeitpunkt (2006) nicht ausgeprägt waren („mittel“). Darüber hinaus wird ausgewiesen, dass die Kooperationshindernisse bei Schulen im Vergleich zu anderen Einrichtungen überdurchschnittlich hoch waren. Dies wird allen voran den langwierigen Entscheidungsprozessen an Schulen zugeschrieben und verdeutlicht, dass Integrationsprozesse von Schulen in Netzwerke manchmal mühsam sein können.

Neben den Schulen sind auch die Betriebe wichtige Akteure im Themenfeld Übergangsmanagement in den Netzwerken der Lernenden Regionen.

Betrachtet man nun vergleichend das Kooperationsprofil von Betrieben (vgl. Abbildung 2), das von der Wissenschaftlichen Begleitung des Programms „Lernende Regionen – Förderung von Netzwerken“ erstellt wurde, fallen einige deutliche Unterschiede auf. Besonders ausgeprägt ist dies bei der Einschätzung der Kooperationshindernisse, die die Netzwerkmanagerinnen und Netzwerkmanager als überdurchschnittlich angeben und in erster Linie dem mangelnden Interesse der Unternehmen zuschreiben. Interessant erscheint auch, dass Unternehmen überdurchschnittlich häufig Netzwerkknoten sind, d.h. wenn sie sich an der Netzwerkarbeit beteiligen, dann übernehmen sie auch zentrale Aufgaben (vgl. Abbildung 2).

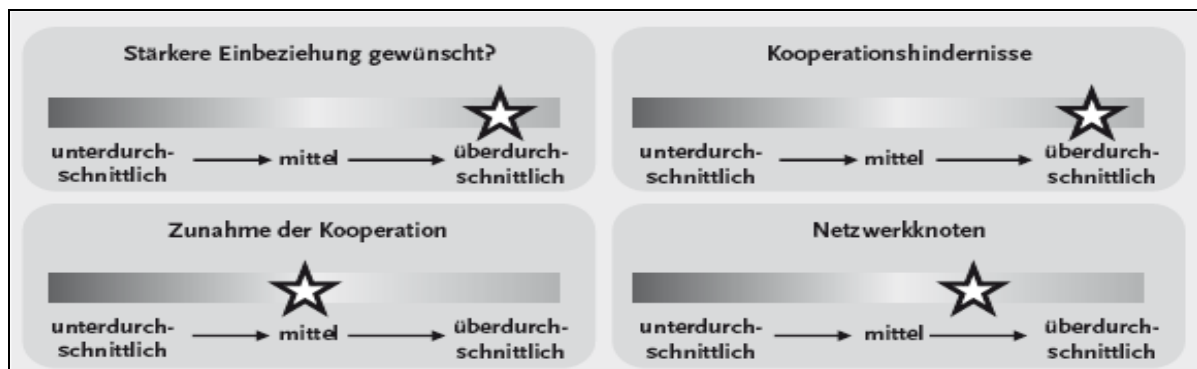


Abbildung 2: Kooperationsprofil von Betrieben (Basis: Angaben von 52 Netzwerkmanagerinnen und Netzwerkmanagern, 2006)

Es zeigt sich im Projekt Lernende Regionen, dass die sozialen Übergänge von Individuen von ökonomischen und bildungspolitischen Strukturen, von kulturellen Werthaltungen und -prägungen im familiären Milieu und von gesetzlichen Normierungen mitbestimmt, aber auch von frühen Sozialisationsprozessen sowie den Erfahrungen mit schulischer und betrieblicher Selektion geprägt sind. Diese Einflussbereiche wirken nicht determinierend und Übergänge werden – ausgehend von der Annahme kritisch realitätsverarbeitender Subjekte – letztlich von individuellen Entscheidungen gesteuert (vgl. Hamilton/Hurrelmann 1993, S. 195). Bei der Analyse von Übergangsprozessen von Schule in Ausbildung aus einer regionalen Perspektive kann von folgenden Thesen ausgegangen werden:

- Die schulische Laufbahn wird durch individuelle Kompetenzen einerseits und durch die spezifischen Vorgaben regional geprägter Organisationen und der damit prädisponierten Schnittstellen andererseits geprägt.
- In die Analyse von Übergangsprozessen – von der Einschulung bis zur Einmündung in die Berufsarbeit – müssen auch die reproduktiven Komplementärrollen der Familien- und der Peergroups einbezogen werden. Dies gilt ebenso beim Übergang von Schule in berufliche Ausbildung.
- Die frühen schulischen Bedingungen, Entscheidungen, Ressourcen und Erfahrungen prägen die Bildungserfahrungen, Zielsetzungen, Erwartungen und auch Lebensereignisse im Jugend- und im Erwachsenenalter nachhaltig (vgl. Barz/Tippelt 2003). Übergangsprozesse sind daher kein biografisch zu isolierendes Phänomen.
- Auch im jugendlichen Lebenslauf lassen sich Phasen ausmachen, für die typische Altersnormen relevant sind. Abweichungen von diesen Normen (z. B. sehr später Übergang in berufliche Ausbildung) werden nur in begrenztem Umfang gesellschaftlich toleriert.
- Sicher ist die demografische Ausgangslage von Kohorten bedeutsam für Übergänge, da sie – abhängig von den jeweiligen regionalen Rahmenbedingungen – Konkurrenz- und Selektionsmechanismen innerhalb einer Kohorte und zwischen den Kohorten stark beeinflusst.

- In modernen Gesellschaften ist grundsätzlich von einer gewachsenen sozialen Mobilität und räumlichen Flexibilität auszugehen, die sich insbesondere auch bei Übergangsprozessen niederschlagen und zunehmend die schulische und berufliche Vermittlung überfachlicher Kompetenzen erfordern.
- Durch die Übergangsforschung wird ein verengender Blick auf nur einen isolierten Lebensabschnitt aufgehoben und damit einhergehend die Reflexion der kumulativen Wirkungen von Bildungserfahrungen ermöglicht (vgl. Tippelt 2000, S. 69ff.). Der Übergang von Schule in Berufsausbildung ist hierbei allerdings eine Schlüsselstelle.

### **3 Fazit: Der Beitrag Lernender Regionen zur Stärkung regionaler Arbeitsmärkte**

Wie die Ergebnisse der Wissenschaftlichen Begleitung auch zeigen, ist v. a. in diesem Bereich der Netzwerkansatz ein notwendiger und auch originärer Problemlösungsansatz, denn eine vertikale und horizontale Kooperation bedeutet in diesem Zusammenhang, z. B. die Vernetzung von Schulen untereinander (horizontal) und die Vernetzung von Schulen mit Unternehmen oder berufsbildenden Schulen (vertikal). Das erklärte Ziel war der Austausch gegenseitiger Erwartungshaltungen im Rahmen eines Projektes, das auf beiderseitigem Nutzen basiert und die Interessen aller beteiligten Akteure einbezieht – letztlich zum Wohle der regional ansässigen Ausbildungssuchenden. Die hierfür wichtigsten Erfolgsbedingungen sind ein persönliches Engagement von Einzelpersonen und ein gutes Netzwerkmanagement, eine Verständigung über gemeinsame Ziele und Konzentration auf Ziele, die zu wirtschaftlichem Nutzen für die Netzwerkpartner führen, eine enge Zusammenarbeit mit den Netzwerkpartnern und die Stabilität der Netzwerkkooperation und die Einbeziehung politischer Entscheidungsträger.

#### **Literatur**

Bundesministerium für Bildung und Forschung (2006). Bildung in Deutschland. Verfügbar unter: <http://www.bildungsbericht.de/daten/gesamtbericht.pdf>. Zuletzt aufgerufen am 27.11.2008.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (2008). Bildung in Deutschland. Verfügbar unter: [http://www.bildungsbericht.de/daten2008/bb\\_2008.pdf](http://www.bildungsbericht.de/daten2008/bb_2008.pdf). Zuletzt aufgerufen am 27.11.2008.

Reupold, A., Kuwan, H. & Strobel, C. (2009). Kooperation in Netzwerken. In: Lernende Regionen – Netzwerke gestalten. Bielefeld: wbv. S. 151-170.

Tippelt, R., Reupold, A., Strobel, C., Kuwan, H. u. a. (Hrsg.) (2009). Lernende Regionen – Netzwerke gestalten. Bielefeld: wbv.

Hamilton, S.F., Hurrelmann, K. (1993). Auf der Suche nach dem besten Modell für den Übergang von der Schule in den Beruf – ein amerikanisch-deutscher Vergleich. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung (13). S. 194-207.

Reupold, A., Tippelt, R. (2006). Übergänge in Bildungsphasen. In: E. Nuissl/R. Dobischat/K. Hagen/R. Tippelt (Hrsg.) Regionale Bildungsnetze. Ergebnisse zur Halbzeit des Programms „Lernende Regionen - Förderung von Netzwerken“. Bielefeld: Bertelsmann. S. 89-110.

Tippelt, R. (2000). Der schwierige Übergang vom Bildungs- in das Beschäftigungssystem – Notwendigkeit und Möglichkeit zur Weiterbildung. In: Ch. Harteis./H. Heid (Hrsg.) Aktualität von Weiterbildung. Opladen: Leske & Budrich. S. 69-79.

## Diskussionsrunden zu Teil 3

### *Runde 1*

*Jürg Inderbitzin (Diskussionsleitung) und Joëlle Zimmerli (Diskussionsfazit)*

### **Regionale Ausprägungen von Arbeitsmärkten**

Die Diskussion um regionale Ausprägungen von Arbeitsmärkten dreht sich um die Frage, welche Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit im ländlichen Raum ausserhalb von politischen Institutionen eine Lernende Region entsteht.

### **Ist Glarus eine Lernende Region?**

Eine Lernende Region bezeichnet einen langwierigen und komplexen Prozess, der schwer steuerbar ist. Viele verschiedene Akteure aus Wirtschaft, Politik und der Zivilgesellschaft sind daran beteiligt und müssen sich miteinander auseinandersetzen. Die Diskussionsgruppe ist sich einig, dass im Kanton Glarus ein solcher Prozess in Gang gesetzt worden ist. Auslöser dafür war der grosse Leidensdruck in der Region, die starke Verankerung basisdemokratischer Werte und die Tatsache, dass privatwirtschaftliche Unternehmen ein Potenzial in der Region sahen und bereit waren, zu investieren. In der Schweiz finden Prozesse der Lernenden Region weit weniger institutionalisiert statt als in der Europäischen Union, wo sie bewusst gefördert werden. Zusätzlich erschwert wird der Bottom up-Prozess durch den Finanzausgleich.

### **Voraussetzungen für die Lernende Region**

Damit eine Lernende Region entsteht, müssen sämtliche Akteure der Region beteiligt sein, vom Bauern als Grundbesitzer bis zu den Unternehmen als Investoren. Letztere können die wichtige Rolle übernehmen, Wissen auszutauschen und Prozesse zu managen.

Wo sich Lernende Regionen nicht selbst herausbilden, könnte die Wirtschaftsförderung als Vermittlerin den Prozess anstossen. Als erfolgsversprechend haben sich auch konkrete Projekte erwiesen. Mit ihnen kann bei verschiedenen Akteursgruppen Vertrauen aufgebaut werden. Relevant sind oft einzelne Personen. Verweigert eine Schlüsselperson die Kommunikation, kann der gesamte Prozess behindert werden. Umgekehrt kann eine einzelne Person auch eine stark treibende Kraft ausüben. Gönner, Mäzenen oder Investoren übernehmen eine solche Funktion, Beispiele dafür sind die Grossunternehmen in Glarus oder Samih Sawiris in Andermatt. Ihre Rolle ist jedoch nicht unproblematisch. Sind sie als Figuren zu stark, stören sie den Bottom up-Prozess und der Lerneffekt der Region steht in Frage.

Grundsätzlich gilt, dass mindestens von den Trägerfiguren eine Vogelperspektive eingenommen und die lernende Region als Teil des nationalen oder gar internationalen Kontextes betrachtet werden muss. Tourismusregionen werden beispielsweise im globalen Markt erst dann wahrgenommen, wenn sie eine gewisse Grösse aufweisen.

Als wichtiger Bestandteil der Lernenden Region gelten das Wissensmanagement und der Informationsaustausch. Für einen nachhaltigen Aufbau sollte eine Institution

vorhandenes Wissen koordinieren und zugänglich machen. Eine solche Funktion könnte eine Bildungsinstitution, ein regionaler Entwicklungsträger oder die Branchenverbände übernehmen. Die Diskussionsgruppe sieht als weitere Möglichkeit ein Tandem zwischen Verwaltung und Hochschule bzw. einer privaten Institution. Die Verwaltung verfügt über die politischen Entscheidungsmöglichkeiten und die Glaubwürdigkeit, während die Hochschule bzw. die private Institution operative Leistungen erbringen kann.

## *Runde 2*

*Stefan Bruni/Hannes Egli (Diskussionsleitung), Myriam Baumeler (Diskussionsfazit)*

### **Regionale Arbeitsmärkte**

Regionale Arbeitsmärkte haben je unterschiedliche Problemstellungen und Lösungsansätze, die im konkreten Fall betrachtet werden müssen, eine Generalisierung ist kaum möglich und auch nicht sinnvoll. Grundsätzlich bewähren sich eine Nutzung von Nischen und eine gezielte in Wertsetzung von regionalen Potenzialen sowohl im Bildungsangebot als auch im Arbeitsmarkt. Ein gutes Beispiel dazu ist der Kanton Basel-Stadt, der in den 90er-Jahren relativ stark vom boomenden Zürich überschattet wurde. Hier hat sich die Fokussierung auf Spitzenmedizin, Pharma, Biotechnologie sowie die enge Zusammenarbeit und Abstimmung der Bedürfnisse seitens des Kantons und der Unternehmen bewährt. Zudem hat sich durch einen gewissen Leidensdruck auch der Kanton Basel-Land dieser Strategie im Sinne einer Arbeitsteilung angeschlossen.

Es kommt aber auch darauf an, welche Entwicklungen als nachteilig betrachtet werden. Eine Region z. B. mit einer attraktiven Landschaft kann durchaus eine Wohnstrategie einschlagen. Am Beispiel Glarnerland wurde verdeutlicht, dass insbesondere innerhalb kleinerer Kantone eine ausgewogene Mischung zwischen Wohnbevölkerung und Beschäftigten wichtig ist, vor allem im Zusammenhang mit einer gemeinsamen Identität und stabiler Entwicklung, da Wegpendeln in einen anderen Arbeitsmarkt nur für wohnhafte Erwerbstätige im näheren Einzugsgebiet der Stadt Glarus realistisch ist und der Kanton kein Geld für Massnahmen zur Herstellung eines ausgewogenen Verhältnisses aufweist. Uneinigkeit herrscht aber bei der Frage, welches Ausmass an Strukturhaltung sinnvoll ist und gerechtfertigt werden kann.

### **Lernende Regionen**

Das Konzept der Lernenden Region ist in Deutschland stark institutionalisiert und primär auf eine Verringerung der Arbeitslosigkeit durch eine Verbesserung des Bildungsniveaus ausgelegt. Die Problematik der Regionalen Arbeitsmärkte in Deutschland ist nicht vergleichbar mit der Situation in der Schweiz, da u. a. die Arbeitslosigkeit in Deutschland ganz andere Ausmasse hat. Das Konzept kann in der Schweiz eher im Sinne eines Austauschs und einer Abstimmung von Akteuren und Interessen sinnvoll umgesetzt werden.

Bei der Umsetzung ist es wichtig, dass die Bewohnerinnen und Bewohner der Region aktiv eingebunden werden und ihnen eine gewisse Verantwortung für die Entwicklung der Region übertragen wird. Schwierig ist hierbei sowohl die Mobilisierung und

Zusammenführung von Akteuren und Interessen als auch die Erreichung einer realistischen Zielsetzung. Insbesondere die Motivierung von Unternehmern erfordert zum Teil grosse Überzeugungskraft, da das Konzept der Lernenden Regionen mit ihren Bildungsmaßnahmen oftmals schon in den Schulen ansetzt und der Nutzen für den Arbeitsmarkt nicht direkt evident ist. Wichtig für die regionale Akzeptanz und zentrale Person für die Umsetzung ist daher der Netzwerkmanager, der „Kümmerer“. Ein Klima des Vertrauens bzw. ein solides soziales Kapital sind entscheidend für den Erfolg oder Misserfolg der Massnahmen. Dieses Grundproblem ist praktisch überall anzutreffen, aber gewisse Konstellationen sind scheinbar erfolgreicher als andere. Eine Lernende Region bietet immer auch die Chance für eine Auslegeordnung der Bildungsangebote und eine gezielte Profilierung und Koordination der Angebote. Zentral ist hierbei sicher auch das Verhältnis der Kosten zum Nutzen d.h. wer profitiert vom Angebot?





**Teil 4**  
**Fazit und Feedback**



## Regionale Arbeitsmärkte im Wandel – Aspekte zum Tagungsthema aus der Sicht des Personalspezialisten

*Fazit und Feedback von Jörg Lienert*

### 1 Mythos Wachstum und Kontinuität – Dämpfer und Schwankungen sind die eigentliche Realität

Während unserer rund 25-jährigen Geschäftstätigkeit\* haben wir ziemlich genau alle fünf Jahre eine generelle konjunkturelle Dämpfung der Schweizer Wirtschaft registriert, welche sich selbstverständlich auch regional ausgewirkt hat.

Durch die Globalisierung und durch rasante technologische Entwicklungen in spezialisierten Teilsparthen sind zusätzlich verstärkt punktuelle – zum Teil antizyklisch zum übrigen Wirtschaftsklima verlaufende – Schwankungen registrierbar. Die Wellen sind oft eigentliche Schübe, die immer kurzfristiger, überraschender und heftiger auftreten. Beispielhaft erwähnen möchten wir die Branchen IT, Maschinenbau, Uhren und Tourismus. Die aktuelle Bankenkrise zeigt eine neue Dimension. Das Teilversagen einer Branche wird für die gesamte Wirtschaft plötzlich zum Stolperstein und bremst einen konjunkturellen Höhenflug abrupt ab. Diese verstärkt auftretende Gleichzeitigkeit von Erfolg und Misserfolg, die globale Vernetzung und die zunehmende Abhängigkeit zeigen auf, dass das *System* praktisch nicht mehr steuerbar ist, und dass bis dahin gesicherte Annahmen hinterfragt werden müssen.

*Wachstum* galt seit den 50er-Jahren als eine der zentralen betriebsökonomischen Grundannahmen für Erfolg und Nachhaltigkeit. Wachstum war auch eine der Strategien, um Regionen wirtschaftlich aufzuwerten. Seit 2000 sind in der Schweiz rund 1.6 Mio. Voll- und Teilzeitstellen neu geschaffen worden (Dun & Bradstreet), davon rund 300'000 am Platz Zürich. Seit dem Platzen der Dotcom-Blase ist *eigentlich* bekannt, dass rasantes Wachstum und Boomentwicklungen mittelfristig kontraproduktiv sind resp. ein hohes – oft auch regionales – Risiko bergen.

Heute lässt sich mit Sicherheit voraussagen, dass die Möglichkeit, dass jederzeit etwas Unvorhergesehenes passieren kann, mit hoher Wahrscheinlichkeit zutrifft. Dies wird Rückschlüsse auf das Verhalten von Unternehmungen haben.

### 2 Branchenmix, Unternehmensvielfalt und Unternehmensgrösse federn Krisen ab

Die Krise der Uhrenindustrie in den frühen 80er-Jahren könnte – *müsste* – auch heute als eigentliches Lehrstück für das Gefahrenpotenzial von Monokulturen dienen, dies wesentlich in drei Punkten:

1. Die Prosperität einer Region darf nicht vom Erfolg einer einzigen Branche abhängen. Wir identifizieren hier ein Klumpenrisiko.

---

\* für KMU aus Industrie, Gewerbe und dem Dienstleistungssektor sowie für Organisationen und die öffentliche Hand (Achse Luzern-Zug-Zürich, mit schweizweiten Mandaten)

2. Die einseitige Ausrichtung von (Zuliefer-) Unternehmungen auf eine einzige Branche kann die Innovationsfähigkeit bremsen und dazu führen, dass wesentliche technologische Entwicklungen sowohl an den Unternehmungen wie auch an den Regionen vorbei gehen und man sich plötzlich im Offside befindet.
3. Eine unreflektierte Wachstumsstrategie einer Unternehmung, die einzig auf die Befriedigung der aktuellen Nachfrage ausgerichtet ist, birgt starke Risiken. Heute muss sich jede Firma fragen: Wie wollen wir auf die schwankenden Nachfrageentwicklungen (inkl. Hypes) reagieren? Was können wir mit unserem Potenzial sonst noch anbieten? Wie klein (Gladwell 2002, S. 175ff.) muss unsere Firma bleiben, um schnell und beweglich zu sein – Unternehmensgrösse wird neu definiert.

### **3 Nachhaltigkeit beruht auf bewusstem Know-how-Erwerb und -Pfleger**

Ein wesentlicher Erfolgsfaktor heutiger Unternehmungen ist also die Fähigkeit, sich rasch und permanent zu erneuern und neue Situationen proaktiv, markt- und kundengerecht anzupacken. Dies bestimmt ihre Innovationsfähigkeit. Entgegen landläufiger Annahmen ist der Know-how-Erwerb primär ein interner Prozess. Know-how-Entwicklung ist das Produkt der täglichen betrieblichen Zusammenarbeit im Bestreben, bestmöglich auf immer neue Kundenbedürfnisse einzugehen. Stichworte dazu: Try and Error, implizites und explizites Wissen resp. Erfahrungs- und Faktenwissen (Binder/Balthasar/Mauch 2004).

Diese Erkenntnis kann verstärkt genutzt werden, um Betriebe und Regionen aufzuwerten. Denkbar ist das Schaffen neuer geeigneter Zusammenarbeitsformen, gerade auch zwischen verschiedenen Betrieben. Wichtiges Element ist die Schaffung von interdisziplinären und altersgemischten Teams, weil hier durch den Mix von Erfahrung und unverbraucher Neugier erwiesenermassen die Grundvoraussetzungen für Innovation geschaffen werden.

In Bezug auf eine Region kann dies heissen:

1. die Wettbewerbsfähigkeit einer Unternehmung vor ihre Grösse stellen. Grösse ist ein wesentlicher Erfolgs- bzw. Unsicherheitsfaktor bezüglich Steuerbarkeit und Informationsaustausch.
2. die Unternehmungen dabei unterstützen, Lehrstellen zu schaffen und ältere Arbeitnehmende im Betrieb zu halten.
3. kleinräumlich vorhandene regionale Ressourcen bewusst zu nutzen, um sie im Mix zu neuen innovativen Lösungen zu führen.

### **4 „Sackgasse Beruf“: Technische Berufe und fachliche Tätigkeiten müssen sich wieder lohnen**

Bei der Suche von Fach- und Führungskräften registrieren wir besorgt, dass technische Berufe als unattraktiv wahrgenommen werden und entsprechende Fachpersonen sehr schwer zu finden sind. Damit geraten bereits mittelfristig der Werkplatz Schweiz und die eigentliche Wertschöpfung in Gefahr. Leider haben die Lohnexzes-

se in der Finanzbranche mit dazu beigetragen, technische Fachrichtungen im Lohn-Quervergleich ins Hintertreffen geraten zu lassen. Zudem hält sich hartnäckig die Idee, mit einer kaufmännisch-betriebswirtschaftlichen Grundausbildung *halte man sich alle Optionen offen*. Dem ist nicht so: Jeder Ingenieur kann sich betriebswirtschaftliches Know-how aneignen, während ein Betriebswirtschaftler praktisch nie den Weg zum Ingenieur schafft.

Ein gewichtiges Problem ist z.Z. die faktische Abwertung der Berufslehre und die Tätigkeit im erlernten Beruf gegenüber den maturitären Abschlüssen respektive den weiterführenden Ausbildungen. Hier besteht Handlungsbedarf. Durch effektive Anerkennung der Berufserfahrung könnte die fachliche Tätigkeit gegenüber der oftmals angestrebten Führungskarriere aufgewertet werden.

Was kann eine Region tun? Sie kann mithelfen, für einen interessanten Stellen- und Lehrstellenmix zu sorgen – auch durch unkonventionelle neue Wege, indem sie die diesbezügliche Zusammenarbeit und den Austausch von Firmen fördert.

## **5 „Sackgasse Firmentreue“: Langjährige Firmenzugehörigkeit und eindeutige Comittments müssen sich wieder lohnen**

Arbeitnehmende, die sehr lange für einen Arbeitgeber tätig gewesen sind, sind während Jahren im Arbeitsmarkt stark benachteiligt worden, weil ihre langjährige Mitarbeit als Stillstand im Wissenserwerb verstanden worden ist. Diese fatale Falschbeurteilung ist eine Kehrseite des aktuellen Weiterbildungsbooms, welcher impliziert, dass lediglich formal erworbenes und formell beglaubigtes Wissen existiert und zur beruflichen Qualifikation beiträgt.

Es hat sich auch gezeigt, dass die Ich-AG, gefördert durch Boni-Anreize, die eigentliche Identifikation mit einer Unternehmung geschwächt haben. Die starke Corporate Identity einer Unternehmung wird durch die Identifikation und langjährige Treue der Mitarbeitenden gestärkt.

Auf die Region bezogen heisst dies: Unternehmungen gewinnen an Attraktivität, wenn sie und ihre Mitarbeitenden mit einem kompetenten, vitalen Image im Markt auftreten. Firmen fördern die Treue ihrer Mitarbeitenden, indem sie auch deren Wissens- und Erfahrungserwerb in der beruflichen Praxis dokumentieren und wertschätzen.

## **6 Zunehmendes Tempo und Risikoverhalten werden auch auf die regionalen Arbeitsmärkte zukommen**

Die IBM-Forschungslabors diagnostizieren eine neue Führungsgeneration, welche in den nächsten Jahren die Geschicke in den Unternehmungen übernehmen wird: Die Digital Natives. Im Gegensatz der vor 1970 geborenen Digital Immigrants zeichnen sich diese aus durch in über 10'000 Trainingsstunden erworbene PC-Game-Fähigkeiten: Tempo, schnelle Entscheidungen, ausprobieren, ausblenden können, abstürzen und neu starten. Diese Dynamik, aber auch diese neue Unverbindlichkeit, welche bei den Führungskräften der Zukunft zum Tragen kommt, wird speziell beim Besetzen von Führungspositionen in den Regionen verstärkt zu beachten sein. Basis

der regionalen Stärkung sind u. a. Identifikation, längerfristige Gesamtverantwortung und umsichtige Entscheidungen mit Blick fürs Ganze.

## **7 Lernen vom Dinosaurier-Debakel: Agil, handlungsfähig und beweglich bleiben**

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Unternehmung der Zukunft handlungsfähig ist, wenn sie eine gewisse Grösse nicht übersteigt, wenn sie sich grösstmögliche Unabhängigkeit bewahren kann und wenn sie in der Lage ist, jederzeit schnell und agil zu reagieren – mit Mitarbeitenden im Hintergrund, die jederzeit mitziehen. Die Dinosaurier sind wohl die grössten gewesen, doch sie sind ausgestorben, weil sie nicht in der Lage waren, rechtzeitig und adäquat auf die sich ändernden Bedingungen zu reagieren.

### **Literatur**

Binder, H.-M., Balthasar, A. & Mauch C. (2004). Innovative Unternehmen brauchen Wissen. Nationales Forschungsprogramm Bildung und Beschäftigung NFPNR43, Synthesis 8.  
Gladwell, M. (2002). Tipping Point. Rule of the 150. S. 175 ff.

## Angaben zu den Autoren

### Lutz Benson

Lutz Benson ist Dipl.-Volkswirt, stellvertretender Leiter und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Fachstelle für Statistik, Volkswirtschaftsdepartement Kanton St. Gallen, Tätigkeitsschwerpunkte: Wirtschaftsstatistik, insbesondere Unternehmensdemographie, Tourismus, Bau- und Wohnungswesen, räumliche Analysen

### Andrea Grossi

Andrea Grossi hat Wirtschaftswissenschaften mit Schwerpunkt Volkswirtschaft an der Universität Freiburg studiert. Danach war er als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für internationale und regionale Ökonomie der Universität Freiburg tätig, wo er unter anderem eine Dissertation zum Thema Wirtschaftliche Transition in Ungarn verfasste. Seit Mai 2003 ist er beim Bundesamt für Statistik tätig. Bis Ende 2008 war er Leiter des Projekts Unternehmensdemografie und schweizerischer Vertreter in der Arbeitsgruppe „Business Demography“ von EUROSTAT. Er ist heute für das Projekt Administrativdaten-Zoll des Bundesamts für Statistik zuständig.

### Christoph Hanisch

Christoph Hanisch ist Projektleiter und Dozent am Institut für Betriebs- und Regionalökonomie an der Hochschule Luzern – Wirtschaft. Er studierte an der Universität Zürich Wirtschafts- und Sozialgeographie sowie Ökonomie mit den Schwerpunkten Regionalwirtschaft und Verkehrsökonomie. Weiter absolvierte er das Raumplanungsstudium der ETH Zürich (97/98) und besuchte den Nachdiplomkurs in angewandter Statistik der ETHZ (04/05).

### Nicola Hilti

Nicola Hilti ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am ETH Wohnforum – CASE (Centre for Research on Architecture, Society and the Built Environment) am Departement Architektur der ETH Zürich. Sie hat an der Universität Wien und der TU Wien Soziologie mit den Schwerpunkten Siedlungs- und Wohnsoziologie studiert. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit dem Phänomen des multilokalen Wohnens in der Schweiz. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Multilokalität, Mobilität und Wohnen.

### Philipp Klaus

Philipp Klaus, Dr. sc. nat., Wirtschafts- und Sozialgeograph, ist Partner im INURA Zürich Institut und Sekretär des International Network for Urban Research and Action INURA. Mehrjährige Tätigkeiten in der Technologiefolgenabschätzung und in der Raumplanungsausbildung (ORL-Institut) an der ETH Zürich. Lehrtätigkeiten an der Universität Zürich und an Fachhochschulen, Koordination und Wissenstransfer in Fragen der Stadtentwicklung. Seine Schwerpunkte in der Stadt- und Regionalforschung sind die Kreativwirtschaft und deren Bedeutung in der Wissensökonomie sowie städtische Transformationsprozesse wie Urban Renaissance, Migration, Zwi-schennutzungen.

**Jörg Lienert**

Jörg Lienert ist Betriebsökonom FH sowie Gründer und Gesamtleiter der Jörg-Lienert AG, Luzern-Zug-Zürich, Unternehmensberatung in Personalfragen. Er hat sich spezialisiert auf die Selektion von Fach- und Führungskräften und ist schweizweit aktiv.

**Manfred Perlik**

Manfred Perlik, Dr. phil.-nat. ist Mitarbeiter am Institut für Raum- und Landschaftsentwicklung der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. Forschungsprojekte: ESPON Metroborder, Swiss national research programme 54 „Scenarios for a sustainable development of the built environment in Switzerland und INTERREG-AlpineSpace (external advisor for the projects ALPCITY, MONITRAF and DIAMONT (finished)).

**Andrea Reupold**

M.A., Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik und Bildungsforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Netzwerkforschung, Bildungsforschung, Internationale Bildungsentwicklung, Kompetenzentwicklung. Frau Reupold war im Team der Wissenschaftlichen Begleitung im Programm „Lernende Regionen – Förderung von Netzwerken“.

**Rabea Winkler**

Rabea Winkler ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Betriebs- und Regionalökonomie an der Hochschule Luzern – Wirtschaft. Sie studierte Volkswirtschaftslehre an der Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit der wirtschaftlichen Entwicklung von ländlichen Regionen in der Schweiz.